

ANTIKE UND MITTELALTER.  
STUDIEN ZUR LITERATURGESCHICHTE.

I.

Ueber fabulistische quellenangaben.<sup>1)</sup>

Wolfram von Eschenbach berichtet in seinem Parzival 453, 11 f. von der merkwürdigen auffindung einer von dem ebenso merkwürdigen heiden Flegetanis herrührenden aufzeichnung über die herkunft des grals durch den provenzalischen *schantüre* Kiot, seinen gewährsmann. Die entdeckung wurde zu Toledo gemacht. Das schriftstück<sup>2)</sup> war in einem heidnischen, d. h. nichtlateinischen und nichthebräischen alphabet geschrieben und der finder, Kiot, musste dieses erst, ohne<sup>3)</sup>

---

<sup>1)</sup> Die vorliegende abhandlung bildete die grundlage eines auf der 49. versammlung deutscher philologen und schulmänner zu Basel am Donnerstag, den 26. sept. 1907 gehaltenen vortrags, zu dem ich von John Meier aufgefordert worden war. Ausser den in meinen Deutschen legenden und legendaren, Leipzig 1907 (WDLL. abgekürzt) s. xiv f. verzeichneten citatensiglen sind die bei den germanisten und klassischen philologen üblichen angewant. Die zweite von Wissowa besorgte auflage von Paulys Realencyklopädie ist als PWRE. citiert.

<sup>2)</sup> Was für eine form das gefundene schriftstück hatte, geht aus Wolframs worten, auch aus Parz. 416, 20 f. nicht hervor. Rolle, codex und tafel sind denkbar, ebenso das verschiedenartigste material, z. b. bast, holz, metall, stein, elfenbein und pergament.

<sup>3)</sup> *âne* Parz. 453, 17 wird gewöhnlich als 'ausserdem noch' gefasst. Nur A. Leitzmann scheint der interpunction nach zu schliessen die stelle so aufzufassen wie ich. Sie ist keineswegs eindeutig. Zu meiner interpretation veranlasst mich Parz. 453, 18—22. Dagegen lässt sich freilich wider einwenden, dass Flegetanis trotz seines heidentums der *tougen* des grales *inne wart*. Voller widersprüche bleibt der ganze passus, wie man ihn auch interpretieren mag. Zieht man Parz. 416, 20 f. dazu heran, wird die verwirrung nur noch grösser.

schwarze künste dabei zu verwenden, gelernt haben, ehe er den sinn der aufzeichnung enträtselt hatte. Dass er die taufe empfangen hatte, war ihm von nutzen, denn keine heidnische wissenschaft hätte ihm bei der entzifferung der worte des Flegetanis geholfen. Es wäre alles vergebens gewesen, und noch heute würde man nichts von den geheimnissen des grales wissen.

Als Kiot die schwere arbeit der entzifferung und interpretation vollendet hatte, begann er nach Wolfram den angaben des Flegetanis über die irdischen gralspfleger in lateinisch geschriebenen büchern nachzugehen. Er studierte vor allem die geschichtlichen aufzeichnungen einzelner länder und bereiste zu diesem zweck unter anderen Britanien, Irland und Frankreich. In Anjou fand er, was er wollte: die geschichte der gralspfleger von Mazadan bis auf Parzival. Auf grund der zu Toledo und Anjou entdeckten schriften verfasste Kiot ein buch über den gral und die geschichte seiner gemeinde.<sup>1)</sup> In ihm legte er die ergebnisse seiner forschungen nieder und schuf so die quelle, aus der Wolfram geschöpft haben will.

Der verfasser des von Kiot in Toledo gefundenen schriftstückes war, wie wir schon hörten, heide. Wolfram erzählt, er habe wie sein heidnischer vater ein kalb angebetet. Die mutter war israhelitin und gehörte zur nachkommenschaft Salomos. Ihr sohn Flegetanis war physiker. Was er über den gral aufschrieb, hat er in den sternen gelesen.

Diese merkwürdige, von Wolfram erzählte schriftenauffindung ist auf die verschiedensten grade von glauben und unglouben gestossen. Man hat weniger der aufzeichnung des

<sup>1)</sup> Der schluss von Friedrich Vogt in seinem lichtvollen aufsatz NJJ. III (1899) 139 'Also was er [Kiot] dort aus dem arabischen buche geschöpft hat, stammt hier vielmehr aus einer lateinischen chronik von Anjou' ist, wie wol er mir richtig scheint, keineswegs zwingend. Ein widerspruch braucht zwischen Parz. 416, 27 und 455, 12 f. nicht zu bestehen. Kiot schweisste offenbar zwei quellen zusammen, und so kann Wolfram 416, 27 schlecht weg sagen: 'Kiot sah die erzählung von Parzival heidnisch geschrieben.' Dass in der aufzeichnung des Flegetanis nichts von Parzival und der gralsgemeinde stand, geht aus Wolframs worten nicht hervor. Im gegenteil nach Parz. 454, 27 ist es sogar sehr wahrscheinlich, dass sie darüber angaben enthielt.

Flegetanis beachtung geschenkt, als vielmehr der des Kiot. Dass Flegetanis seine geschichte von der herkunft des grals aus den sternern habe, wird, sollte er je gelebt und eine solche angabe gemacht haben, kein vernünftiger mensch glauben. Für irgend eine instanz muss eine fiction angenommen werden. Die werke des Flegetanis und des Kiot sind unbekannte grössen, nur Wolframs arbeit kennen wir. Einer von diesen drei schriftstellern, vorausgesetzt dass Flegetanis und Kiot geschichtliche personen sind, muss demnach fingiert haben. Auf Flegetanis fällt zuerst der verdacht. Kiot und später Wolfram wären ihrer leichtgläubigkeit zum opfer gefallen. Schiebt man die fiction dem Kiot zu, so vergrössert sich des Kiot schuld gegenüber der des Flegetanis. Denn nicht bloss die notiz, dass die erste nachricht über die herkunft des grals für die gegenwart aus den sternern stamme, sondern auch die figur des Flegetanis sammt der Toledaner aufzeichnung wären erfunden. Inwieweit dann die angabe des Kiot, dass er nach einer in Anjou gefundenen quelle erzähle, richtig ist, muss, wenn man einmal eine fiction durch Kiot annimmt, zum mindesten als völlig uncontrolierbar angesehen werden. Auf jeden fall bleibt Wolframs kritiklose leichtgläubigkeit wunderbar; noch wunderbarer wäre es aber, wenn zwei menschen, Kiot und Wolfram, die angaben des Flegetanis für bare münze genommen hätten. Glaubte aber z. b. Wolfram selbst nicht an die fiction des Flegetanis, dann bekommen seine berufungen auf Kiot als gewährsmann einen recht sonderbaren, ironisierenden anstrich und so stünde schliesslich nichts der annahme im wege, dass die figuren des Flegetanis und des Kiot sammt allem, was drum und dran hängt, eine erfindung Wolframs sind. Ja es darf die frage einfach so gestellt werden: glaubte Wolfram wol an die von ihm erzählte schriftauffindung oder nicht? Glaubte er nicht an sie und gab sie dennoch seinen lesern als wahr und mit der absicht sie zu täuschen zum besten, dann ist unserem modernen empfinden nach Wolframs schuld gewiss ebenso gross, als wenn er die ganze fiction sammt dem Kiot erfunden hätte. Gerade moralische gründe sind es häufig gewesen, die gegen die annahme einer Kiotfiction durch Wolfram angeführt worden sind. Einem so edlen und hochstehenden charakter wie dem Wolframs dürfe man eine lüge nicht zutrauen.

Es fragt sich aber, ob hier unser modernes empfinden für die ältere zeit das richtige trifft, ob wir überhaupt im falle einer fiction durch Wolfram berechtigt sind, von einer lüge zu reden. Ich glaube das verneinen zu dürfen und hoffe ähnliche quellenangaben und zu literarischen motiven erstarrte erzählungen über ähnliche mysteriöse schriftauffindungen aus alter zeit bis auf die tage, da Wolfram lebte, nachweisen zu können.<sup>1)</sup> Zugleich hoffe ich ein argument, welches immer wider zu gunsten der existenz eines Kiot angeführt wird, zu beseitigen, und den vorwurf einer lüge durch Wolfram, auch wenn er den Kiot fingiert hat, aus der welt zu schaffen oder wenigstens auf ein minimum einzuschränken.

Rudolf Hercher hat in seinem schönen aufsatz 'Ueber die glaubwürdigkeit der neuen geschichte des Ptolemaeus Chennus' JJ. suppl. I (1855/56) s. 269 f. zum ersten mal auf ähnliche fitionen bei antiken schriftstellern hingewiesen, wie wir sie für einen der drei, Wolfram, Kiot oder Flegetanis annehmen müssen. Einundzwanzig jahre später zeigte Erwin Rohde, gelegentlich einer polemik gegen Hercher (Der griechische roman<sup>1</sup> s. 272 = 292), die quelle dazu. Es war die sitte der Ägypter, ihren toten bücher mit ins grab zu legen. Weitere ergänzungen gab 1892 Eduard Norden in seinen *In Varronis saturas Menippeas observationes selectae* JJ. suppl. XVIII, 327 f. und in neuester zeit hob R. Reitzenstein in seinen hellenistischen wundererzählungen (Leipzig 1906) s. 17 f. nachdrücklich den zusammenhang derartiger angaben bei den antiken autoren mit der ägyptischen aretalogie hervor.

Für den germanisten würde es zu weit führen, wenn bis in jene zeiten zurückgegangen würde. Die Germanen haben in der völkerwanderungszeit Ägypten nie betreten und daher auch nie directe führung mit ägyptischer literatur gewonnen. Was von da nach dem norden gewandert ist, ist entweder durch das medium der antiken literatur oder durch die bibel hingelangt. Es sollen daher, bevor an das eigentliche thema

<sup>1)</sup> Absichtlich gehe ich auf die erzählung des vom himmel gefallenen briefes nicht ein, desgleichen nicht auf die märchenliteratur, deren heranziehung auf dem gebiet der älteren literatur mehr verwirrung als segen gestiftet hat, weil man sich nicht um die chronologie kümmern zu müssen glaubt.

herangegangen wird, ein paar allgemeine bemerkungen platz finden.

Es kann nicht zweifelhaft sein, dass bei graböffnungen schon in antiker zeit bücher gefunden wurden, deren auffindung erstaunen erregte. Als dann die alexandrinischen bibliotheken angelegt wurden und ihre beamten in allen teilen der alten welt für sie bücher einkauften, mag mancher durch eine fälschung reich zu werden versucht haben. Gewiss sind damals in gräbern auch wertvolle funde gemacht worden. Schon zu dieser zeit war mancher griechische autor eine seltenheit, und ein einziges exemplar hatte ihn gerettet. Solche bücher wurden natürlich hoch bezahlt. Sie reizten aber auch allerhand schwindler, unter der vorgabe, das von ihnen feilgebotene schriftstück irgendwo ausgegraben zu haben, ihrem fabrikat einen höheren wert zu geben. So war es offenbar im jahre 181 v. Chr. bei der ausgrabung der unter dem Janiculus vergrabenen aufzeichnungen des Numa, von deren auffindung nach den verschiedensten gewährsmännern Plinius h. n. XIII, § 84—87, Augustinus De c. D. VII, 34, Livius XL, 29 und Plutarch, Numa 22 berichten. Die entdeckung sollte wol zugleich, ähnlich wie das unter Hiskia (4.Reg.22,8; 2.Paral.34,14) gelegentlich der tempelreinigung gefundene gesetzesbuch, die politischen gelüste einer cultpartei legitimieren und deren geschäfte besorgen helfen. Nicht anders wird es sich bei den übrigen ausgrabungen, welche Rohde und Norden a. a. o. erwähnen, verhalten haben. Sie alle werden wirklich stattgefunden haben und sie dürfen nicht als ältestes beispiel für die verwendung einer mysteriösen schriftauffindung als literarisches motiv gelten. Es ist möglich, dass sie selbst schon unter dem einfluss eines solchen stehen, aber Hercher bleibt Rohde gegenüber vollkommen im recht, wenn er als ältestes beispiel für eine solche fiction in der antiken literatur die hinstellt, die nach Photius Bibliotheca (Hercher, Scr. erotici graeci I, 237, 7 f. = MSG. 103, 474 B f.) in den *Ἀντωνίου Διογένους τῶν ὑπὲρ Θεολογῆς ἀπίστων λόγοι καὶ* als quellenangabe diene. Für uns ist es jedenfalls der älteste beleg.

Photius berichtet in seinem auszug dieser uns nicht mehr erhaltenen *λόγοι* von der fiction etwa folgendes: Nachdem Deinias dem Kymbas, der gekommen war, um ihn zur rück-

kehr in die gemeinde der Arkader aufzufordern, seine lebensgeschichte erzählt hatte, befahl er dem begleiter des Kymbas, dem Athener Erasinides seine erzählung auf die von der Derkyllis herbeigebrachten zypressentafeln aufzuzeichnen. Dem Kymbas gab er den auftrag, das erzählte zweimal aufschreiben zu lassen; die eine der beiden aufzeichnungen möge er für sich behalten, die andere aber der Derkyllis geben, damit diese sie ihm in ein kistchen verschlossen mit ins grab lege, wenn die zeit seines lebens vorbei sei. Zugleich verfasste Antonius, um seiner erzählung den beweis der echtheit zu geben, einen brief an Faustinus, in dem er bekennt, dass er der verfasser des romans und der widmung an seine schwester Isidora sei. Er sagte darin, dass er der dichter einer *παλαιά κωμωδία* sei, und dass er, wenn er auch unglaubliches und lügenhaftes fabriciere, doch für das meiste des von ihm erzählten die zeugnisse älterer besitze, aus denen er mit mühe das vorliegende gesammelt habe. Vor jedes einzelne buch der *λόγοι* stellte er die namen der männer, die das darin erzählte eröffnet hatten, damit es nicht scheinen möchte, als entbehre das ungläubliche des zeugnisses. An den anfang des ganzen werkes stellte Antonius einen brief an seine schwester Isidora, indem er ihr die widmung anzeigte. Darauf liess er ein schreiben des Balagros an seine frau, eine tochter des Antipater, folgen, in dem Balagros folgendes mitteilt. Zur zeit als Tyrus von dem Mazedonierkönig Alexander eingenommen wurde, und fast alles schon vom feuer verzehrt war, sei ein soldat zu Alexander gekommen und habe ihm gesagt, er müsse ihm etwas merkwürdiges entdecken, es sei aber ausserhalb der stadt. Der könig habe den Hephaistion und den Parmenion mit sich genommen und sei mit ihnen dem soldaten gefolgt. Dieser habe sie zu unter die erde vergrabenen steinsärgen geführt. Auf dem einen stand geschrieben: 'Lysilla lebte 35 jahre.' Auf dem andern: 'Mnason, der sohn des Mantinias, lebte 66 jahre von 71.' Auf noch einem andern: 'Aristion, tochter des Philokles, lebte 47 jahre von 52.' Auf einem weiteren: 'Mantinias, der sohn des Mnason, lebte 42 jahre und 760 nächte.' Auf noch einem weiteren: 'Derkyllis, des Mnason tochter, lebte 39 jahre und 760 nächte'; und auf dem sechsten stand: 'Deinias der Arkader lebte 125

jahre.' Als sie dies gelesen hatten und noch über die inschriften (die erste ausgenommen, denn sie war klarer) nachdachten, hätten sie in der mauer ein kleines, aus zypressenholz gefertigtes kästchen gefunden. Darauf stand: 'Fremdling, wer du auch seist, öffne, damit du erfährst, worüber du staunst.' Als die begleiter des Alexander das kästchen öffneten, hätten sie die zypressentäfelchen, die offenbar Derkyllis gemäss dem auftrage des Deinias beigesetzt hatte, gefunden. Dies sollte nach Antonius Balagros seiner frau geschrieben haben. Antonius fügte hinzu, dass Balagros die zypressentafeln habe abschreiben lassen und seiner frau mitgeschickt. Dann brachte Antonius noch die rede auf die lesung und die schrift der zypressentafeln und darauf folgte in seinem werk, was Deinias dem Kymbas erzählt. So hatte, schliesst Photius, Antonius Diogenes *ἡ τῶν δραμάτων πλάσις* gestaltet.

Der auszug des Photius ist in einigen punkten unklar. Besonders wenig deutlich sind die worte: *λέγει δὲ ἑαυτὸν, ὅτι ποιητὴς ἐστὶ* bis *χρηεῦν τὰ ἅπιστα* (Hercher, Scr. erotici I, 237, 20—25). Es ist nicht klar ausgesprochen, weshalb Antonius vor den einzelnen büchern seines werkes noch besondere gewährsmänner namhaft machte, da ja seine erzählung auf den aufzeichnungen Erasinides beruhen soll. Das liesse sich bloss dann rechtfertigen — und so hat wol auch Rohde (1273 = 2294) geschlossen — wenn Antonius neben den aufzeichnungen des Erasinides noch berichte anderer schriftsteller über die wunder jenseits Thule benutzte. Aus den worten des Photius geht das nicht unmittelbar hervor, aber es ist nicht unwahrscheinlich. Dass diese ganze quellenangabe bei Antonius Diogenes eine fiction war und von den zeitgenossen und späteren lesern auch als solche aufgefasst wurde, kann nach den worten des Photius (Hercher 237, 16 *Ὁ γοῶν Διογένης* ··· *ταῦτα πάντα Δειλίαν, εἰσαγαγὼν πρὸς Κύμβαν τερατευόμενον* ···; 237, 28 *ἀλλ' οὖν εἰσάγει Βάλαγρον* ··· *γράφοντα* und ebenso 238, 11) nicht bezweifelt werden. Sie war nicht ohne ein gewisses raffinement gemacht. Antonius handelte von der auffindung der zypressentafeln, ihrer schrift und entzifferung. Die schon damals von der sage umwobene gestalt Alexanders des grossen trug nur dazu bei, die sache für viele glaubhafter, vor allem aber auch interessanter zu machen.

Auch die auffindung der tafeln in einem grab berührt uns, da wir jährlich in alexandrinischen gräbern schriftenfunde machen, weniger merkwürdig als vielleicht früher und den zeitgenossen des Antonius konnte sie in keiner weise gezwungen erscheinen.

Die *λόγοι* des Antonius sind wahrscheinlich vor den liebesabenteuerromanen des Jamblichus, des Xenophon von Ephesus und des Heliodor (Rohde 1273 f. = 2293; K. Müllenhoff, DA. I<sup>2</sup>, 391) geschrieben. Keiner von ihnen hat sich auf ähnliche quellen berufen, wie Antonius Diogenes. Aber ein offenbarer nachahmer der *Ἐφεσιακά*, der verfasser des griechischen Apolloniusromans hat eine ähnliche deckung gesucht. Am schluss der recension β der *Historia Apollonii regis Tyri* (Riese<sup>2</sup> 116, 1 f.) wird erzählt, dass Apollonius mit seiner gemahlin 74 jahre gelebt und über Antiochia, Tyrus und Kyrene geherrscht habe. Seine erlebnisse habe er selbst beschrieben und von diesem werk zwei exemplare angefertigt. Das eine sei im tempel von Ephesus niedergelegt, das andere in seiner bibliothek aufgestellt worden. Schon Rohde hat (1424 = 2453) auf die ähnlichkeit mit der fiction des Antonius hingewiesen. Ob die quellenangabe im verlorenen griechischen original ausführlicher war, als im lateinischen text, wird sich kaum mehr feststellen lassen. Doch liesse sich sehr wol denken, dass sie dort ebenso kurz war. Die discrete art, mit welcher in der recension β auf die endquelle hingewiesen wird, ohne dass der verfasser die benutzung zugibt, berührt entschieden angenehm gegenüber dem aretalogischen schwulst in der quellenangabe des Antonius Diogenes und anderer. Einem fein gebildeten Griechen darf man eine solche mässigung selbst bei einer *ψευδὴς ἱστορία* wol zutrauen.

Sowol Antonius wie der verfasser des Apolloniusromans verstecken sich im grund genommen hinter ihre helden als gewährsmänner. Sie werden dabei ein probates mittel der *γραμματικοί* angewant haben. Diese kamen gar oft, wenn sie in den antiken salons nach einer Homernotiz und ihrer herkunft gefragt wurden, in die lage, sich durch eine schlagfertige, häufig aber auch unwahre antwort aus einer verlegenheit retten zu müssen. Wie sollten sie ihr auch anders als dadurch entgehen, wenn ein mächtiger cäsar wie Tiberius



einen von ihnen, den vertretern der alten republikanischen freiheit, ironisierend nach dem text der sirenengesänge fragte? Man beantwortete solche fragen mit dem zeugnis irgend eines obskuren gewährsmannes. Manche schenkten der antwort glauben, andere wussten sie richtig einzuschätzen, nahmen sie aber ruhig hin und hatten gar noch ihre freude an dem aufschneider. Auf jeden fall war den anwesenden der mund gestopft. Dem Homer wante sich das besondere interesse der gesellschaft und der *γραμματικοί* zu. Jene wollte auskunft über die homerischen nachrichten und diese mussten, um zu imponieren, mehr wissen als der vater der dichtkunst selbst. Aus solchen antworten mögen sich auch die namen des Iliers *Κόριννος* und des *Ολαργος* erhalten haben. Von *Ολαργος* nämlich berichtet Cl. Aelian v. h. 14, 21, dass er nach Orpheus und Musaios gelebt und als erster den trojanischen krieg besungen habe, von *Κόριννος* Eudokia Makrembolitissa in ihren *Ἰωνιά* und Suidas s. v., dass er älter als Homer sei und zuerst die Ilias, noch während des trojanischen krieges geschrieben habe. Beide notizen fügen hinzu, dass Korinnos schüler des Palamédes (s. Eudokia DCCCVI und Suidas s. v.) gewesen sei und in den von Palamédes erfundenen dorischen buchstaben geschrieben habe. Er habe auch ein werk über den krieg des Dardanos mit den Paphlagonen verfasst. Aus seiner Ilias sei der inhalt des homerischen gedichts entnommen. Nach Suidas hatte Palamédes ebenfalls gedichte verfasst. Homer soll sie aus eifersucht und ehrgeiz vernichtet haben, 'denn auch bedeutende männer werden vom neide geplagt'.

Von solchen angaben der *γραμματικοί* aus war es nur noch ein kleiner schritt, memoiren von ehemaligen Trojakriegern erscheinen zu lassen. Das älteste werk der art, von dem wir nachricht haben, war wahrscheinlich die geschichte des Trojanerkrieges von dem Koer *Σίσυφος*, der mit Teukros vor Ilion war. An der ehemaligen existenz eines solchen buches, dessen verfasser sich hinter die namen des Sisyphos und Teukros versteckte, ist seit den untersuchungen von Hermann Haupt (Philologus 40 [1881], 107 f.) und Wilhelm Greif (Neue untersuchungen zur Dictys- und Daresfrage I)<sup>1)</sup> nicht

<sup>1)</sup> Dictys Cretensis bei den Byzantinern. Wissenschaftl. beilage z. jb. des Andreas-realgymnasiums Berlin 1900. S. J. Fürst. Philologus 60 (1901), 229 f.

mehr zu zweifeln. Wir kennen es leider nur aus den excerpten in der chronographie des Joannes Malalas; auch für das werk des angeblichen Diktys scheint es benutzt zu sein. Dem Malalas lagen für die erzählung des Trojanerkriegs Sisyphos und Diktys vor. 132, 19 f. zieht er halb und halb einen vergleich zwischen seinen beiden gewährsmännern. Er beteuert, dass das, was er erzählt habe, aus dem werke des Sisyphos von Kos stamme. Dieses solle Homer aufgefunden und für seine Ilias ausgeschrieben haben. Der rest, der nicht für die Ilias verwant wurde, sei dann von Virgil bearbeitet worden. Darauf bemerkt er weiter, dass gleiches auch in der schrift des Diktys erzählt werde, aber diese sei viele jahre nach Homer und Virgil zur zeit des Claudius Nero in einem kästchen gefunden worden. Malalas gibt demnach dem Koer den vorzug wegen seines alters. Es liegt die vermutung nahe, dass dem werk des Sisyphos eine ähnliche einleitung, in der seine kriegskameradschaft mit Teukros und die auffindung seines werkes erzählt waren, wie im prolog des Diktys, vorgestellt war. Ja es ist gar nicht ungerechtfertigt, wenn Greif s. 14 meint, der prolog der Ephemeris sei erst unter einfluss des Sisyphosbuches entstanden. Aber kaum lässt sich aus dem zeugnis Joannes Tzetzes, der Chil. v. 829, den Sisyphos den *γραμματεὺς τοῦ Τεύκρου* nennt, schliessen, dass des Koers werk die memoiren des Teukros gewesen seien (s. H. Haupt, Philologus 40 [1881], 118 f.). Denn Chil. v. 833 beruft sich Tzetzes direct auf die chronographie des Malalas und es ist daher sehr wahrscheinlich, dass dieser byzantinische spätling den Sisyphos gar nicht gekannt und das über Malalas hinausgehende *γραμματεὺς* durch speculation oder ähnlich speculierende, auf Malalas fusende quellen erhalten hat. Vielleicht wirkte auf diese speculation bei Tzetzes auch der prolog des Diktys, den er nach Chil. v. 834 f. wenigstens dem namen, wahrscheinlich aber auch dem werke nach kannte. Dass Homer aber den Diktys ausgeschrieben habe, *ὡς ἔφη* (wo?), kann er aus dem lateinischen werk nicht haben, ebensowenig aus dem von Septimius steif und fest behaupteten griechischen original. Denn schwerlich würde Diktys so dem Homer den vorwurf des abschreibens gemacht haben, da er dadurch nur selbst sich als den jüngeren erwiesen hätte. Vielleicht liegt irgend eine späte, nachdiktysche gram-

matikernotiz den worten des Tzetzes zu grunde, möglicherweise aber auch eine confusion des Tzetzes selbst. Der anlass kann die Malalasstelle gewesen sein.

Das buch des Sisyphos war vielleicht für die folgezeit vorbildlich. Denn ähnliche zwecke wie Sisyphos verfolgte sein wahrscheinlicher nachahmer Diktys Cretensis in seinen *Ephemeridos belli Troiani libri sex*. Der streit, ob ein griechisches original davon existiert hat oder nicht, ist für unseren zweck ganz gleichgiltig: die quellenangabe des uns vorliegenden Diktys bleibt trotzdem eine fiction. Nach dem prolog der lateinischen übersetzung stammte Diktys aus Knossos auf Kreta. Er lebte zur zeit des Atriden und verstand sprache und schrift der Phoeniker, deren kenntnisse von Cadmus in Achaia verbreitet worden waren. Idomeneus (Il. A 145 f. Od. I 191), der sohn des Deukalion, und Merion von Molos (Il. K 270. N 249), die beide mit ihren heeren gegen Ilion gezogen waren, hatten ihn zum gefolgsman. Sie beauftragten ihn, die annalen des krieges um Troia zu verfassen. Deshalb schrieb Diktys neun volumina über den ganzen krieg in phönikischen buchstaben auf lindenholztafeln oder, was *tiliae* auch bedeuten kann (s. die Wbb. s. v.), auf lindenbast. Nachdem er alt geworden war, so erzählt der prolog weiter, sei er nach Kreta zurückgekehrt und habe sterbend angeordnet, dass sein werk mit ihm begraben werde. Man erfüllte seinen letzten wunsch und gab die *tiliae* in einer kleinen zinnernen kiste verwahrt mit in sein grab. Als aber in den folgenden zeiten, im 13. jahr der regierung des Nero Knossos von erdbeben heimgesucht wurde, barst unter anderen auch das grab des Diktys, sodass die vorbeigehenden das zinnkistchen sehen konnten. Hirten, die vorüber giengen, erblickten es, hofften einen schatz gefunden zu haben und trugen es weg. Als sie geöffnet hatten, fanden sie die *tiliae*, die mit ihnen unbekanntem buchstaben beschrieben waren. Sie trugen sie daher sofort zu ihrem herren Eupraxides. Dieser brachte sie, da er erkannt hatte, dass es schriftstücke waren, zu Rutilius Rufus, dem statthalter (*consularis*, vgl. Teuffel-Schwabe<sup>5</sup> § 423, 1) der insel mit der frage, was das sei. Rutilius begab sich mit Eupraxides zu Nero und übergab ihm die *tiliae*, da er vermutete, dass sie irgend etwas geheimes enthielten. Als Nero sie in

empfang genommen und als punische schriftstücke erkannt hatte, berief er die kenner der punischen sprache zu sich und diese interpretierten alles. Nachdem Nero weiter erkannt hatte, dass man es mit dem literaturdenkmal (d. h. hier 3, 5 wol *monumenta*) eines *antiquus vir*, der mit bei Ilion gelegen hatte, zu tun habe, befahl er es ins griechische zu übersetzen. Dadurch wurde die richtigere version des Trojanerkrieges bekannt. Den Eupraxides schickte Nero reich belohnt und mit dem römischen bürgerrecht beschenkt in seine heimat zurück. Die annalen aber, mit dem namen des Diktys versehen, nahm er in seine griechische bibliothek auf.

Der übersetzer des angeblichen griechischen originals, Lucius Septimius, leitete seine übersetzung mit einem widmungsbrief an den Arkadius Rufus ein. Darin wiederholt er teilweise die angaben des prologs, und dies mag der grund sein, weshalb der offenbar sehr schlecht überlieferte brief in den meisten hss. fehlt. Brief und prolog widersprechen sich aber auch mehrmals. Nach dem brief war das grab des Diktys wegen seines alters baufällig geworden und dadurch aufgedeckt. Von einem erdbeben, das nach dem prolog der grund der öffnung war, wird nichts gesagt. Doch diese beiden angaben liessen sich allenfalls noch vereinbaren, kaum aber folgende. Nach Septimius war Eupraxides (*Praxim* 1, 11 kann verderbt sein) *dominus loci*<sup>1)</sup>, und das gefundene schriftstück ein mit punischen lettern chiffriertes griechisch. Eupraxides legte es dem Nero erst vor, nachdem das chiffrierte schriftstück auf seine veranlassung hin übersetzt war. Nach dem prolog 3, 5 hatte Diktys sein werk wirklich in punischer sprache geschrieben und erst Nero befahl die übersetzung ins griechische. Am schluss seiner widmung gibt Septimius noch an, dass seine übersetzung eigentlich eine epitome aus dem griechischen werk sei. Die fünf ersten bücher habe er als solche belassen, dagegen die vier letzten in eines zusammengezogen.

Dass prolog und widmungsbrief für einander und mit dem zweck, dem leser ein griechisches original glaubhaft zu machen,

---

<sup>1)</sup> Auch diese angabe braucht noch keinen widerspruch zu enthalten. Es wäre denkbar, dass Eupraxides stadtprefect von Knossos war und der im briebe nicht erwähnte Rutilius Rufus eben *consularis* von Kreta.

geschrieben worden sind, hat Greif in seinen letzten untersuchungen überzeugend dargetan. Die wiederholten hinweise des Diktys, dass er als augenzeuge erzähle im werke selbst (Meister 10, 13 f. 101, 30 f. 109, 1 f.), zeigen uns, dass Diktys und der verfasser des prologs ein und derselbe mann sind. Kleine widersprüche zwischen diesen hinweisen und dem prolog finden sich genau so, wie zwischen dem prolog und dem briefe des Septimius. Der verfasser des prologs sucht sich als ein anderer zu gerieren als der verfasser der *libri*, und der verfasser des widmungsbriefes als ein anderer als der des prologs. Das ist eine praxis und die gleiche fabrik, und wir dürfen den verfasser des widmungsbriefes ruhig auch für den urheber des ganzen Diktys ansehen. Man hätte nie an das von ihm vorgegebene griechische original glauben sollen. Die paar graecisierenden brocken mögen von ihm eingeschwärzt worden sein, um dieses bei oberflächlichen und kritiklosen grammatikern glaubhafter zu machen. Für uns, die wir wissen, wie sehr in den nachchristlichen jahrhunderten die griechische mode die römische literatur und sprache beeinflusst hat, beweisen sie es noch lange nicht. Noch weniger hätte man an eine punische aufzeichnung glauben sollen, wie dies Otto Rossbach in PWRE. 5, 589 zu tun scheint. Denn der schwindel des Puniers Caesellius Bassus mit dem angeblichen schatz der Dido (vgl. Tac. ann. 16, 1 f. Suet. Nero 31 f. und PWRE. 3, 1304) war doch etwas anderes. Dabei handelte es sich um geld. Er hat mit den angaben des lateinischen Diktys vielleicht nur das wort 'punisch' gemein. Möglicherweise steht er aber insofern zu ihnen in beziehung, als die Diktyschen angaben an jene böse blamage der römischen regierung anknüpfen. Vergleicht man nämlich den ausführlichen bericht des Tacitus über diesen schwindel mit dem widmungsbrief und dem prolog bei Diktys, dann nehmen sich die beiden letzten wie eine parodie auf jenes wenig schöne ereignis aus. Dann scheint es, als sei nicht ohne grund gerade die regierung des *graeculus* Nero als zeit der auffindung des Diktyschen werkes gewählt und das punische original, das sich auf Kreta höchst merkwürdig ausnimmt, erhält so seine erklärung.

Wie dem auch sei: Diktys fand seinen nachfolger. Er hatte ja sein werk, wie Sisyphos von Kos in griechenfreund-

lichem sinne geschrieben. Es konnte nur verlockend erscheinen, auch einen mann, der auf trojanischer seite stand, zu worte kommen zu lassen. In rhetorenkreisen, die dem Homer am zeuge flicken wollten, um ihre weisheit glänzen zu lassen, hatte man das längst eingesehen. So beriefen sich schon Ptolomæos Chennos und sein ausschreiber Eustathios (s. Hercher, JJ. suppl. I, 269 f.; Meister in seiner Daresausgabe s. XIII und PWRE. 4, 2213) in einem eigens dazu fabricierten citat aus der schrift eines Antipatros, auf den Il. E 9 und Virgil, Aen. 5, 369 f. erwähnten trojanischen priester Dares, der vor Homer die Ilias geschrieben und dem Hektor den rat gegeben haben soll, Patroklos, den freund des Achill, nicht zu töten. Nach Cl. Aelian v. h. 11, 2 war diese Ilias des Phrygiers auch phrygisch geschrieben, und soviel er sich erinnern kann, seiner zeit noch erhalten.

An solche oder doch ähnliche angaben knüpft die schrift *De excidio Troiae historia* an. Ein literarisch und grammatisch nicht gerade tief gebildeter Römer hatte sie unter dem namen des Phrygiers Dares in die welt gesetzt. Von der eleganz des stiles, auf welche sich die rhetoren so viel zu gute taten, ist in dem werke nichts zu entdecken. Alles ist hölzern und unbeholfen. Wie wenig gebildet der verfasser war, geht daraus hervor, dass er sein werk als eine übersetzung des Cornelius Nepos ausgibt und sogar einen brief des Nepos an Sallustius Crispus voranstellt, in dem Cornelius berichtet, wie er gelegentlich eines aufenthaltes in Athen die schrift des Dares gefunden und sich sofort mit grossem eifer an ihre übersetzung gemacht habe. Er glaubte nichts hinzufügen oder hinweglassen zu dürfen, sondern alles gleich wahr und einfach<sup>1)</sup> im lateinischen widergeben zu sollen, damit der leser erkennen könne, wie die dinge sich zugetragen haben, und damit er urteile, ob dem Dares, der zur gleichen zeit lebte und kriegte, da die Griechen Troja belagerten, oder dem viel jüngeren Homer mehr zu glauben sei. In Athen, schliesst der brief, habe man allgemein den Homer für verrückt gehalten, weil er behauptet habe, dass die götter mit den menschen gekriegt hätten. Mag man auch in der holprigkeit des stiles die

<sup>1)</sup> Doch vgl. 14, 9 f.

absicht des übersetzters, den wortlaut des alten voracademischen Dares widerzugeben, erkennen wollen, so fällt dieses argument, das zu gunsten eines vorlateinischen Dares sprechen könnte, für den brief an Sallust fort. Auch in dem brief zeigt sich aber nichts von cornelischem stil, und so liegt die fiction offen zu tage. Der verfasser dieses lateinischen Dares ist auch sonst nicht besonders sorgfältig zu werke gegangen. Gerne würde man erfahren, wie er das buch gefunden hat und in welcher sprache es geschrieben war. Darüber schweigt sich aber der widmungsbrief aus. Trotzdem kennen wir seine quellen. Denn ausser dem werk des Diktys, das er kannte und gegen das er zwar nicht offen, so doch absichtlich schrieb, benutzte er, wie die übereinstimmungen mit Malalas gegenüber Diktys beweisen, das werk des Koers Sisyphos. Das hat Hermann Haupt, *Philologus* 40 [1881] 107 f. klärlich dargetan.

Bei Teuffel-Schwabe<sup>5</sup> § 471, anm. 2 ist wegen des hiebes gegen Homer am schluss des Neposschreibens hinter dem verfasser des Dares ein christ vermutet worden. Der grund ist, wie Otto Rossbach *PWRE.* 4, 2213 bemerkt, nicht zwingend, obwol ihm historisch nichts entgegensteht. Denn der uns vorliegende Dares ist jünger als der im anfangs des 4. jahrhunderts n. Chr. verfasste Diktys, aber vor dem ersten buch der etymologien des Isidor von Sevilla, in dem er cap. 42 (*MSL.* 82, 123 A) erwähnt wird, geschrieben. Damals waren auch bei den christen solche aretalogische quellenangaben längst gebräuchlich. Wie sich die aretalogen bei ihren beweisführungen am liebsten auf augenzeugen beriefen, um jeden zweifel an ihren behauptungen auszuschliessen, so taten das nicht minder die christlichen legendenschreiber. Immer mehr, besonders durch die untersuchungen von Hans von Dobschütz und R. Reitzenstein, hat sich gezeigt, wie sehr die altchristliche schriftstellerei von der hellenistischen kleinliteratur abhängt und wie gerade Ägypten und Syrien, die mutterländer der aretalogie, bestimmend auf sie wirkten. Sie floss teilweise aus der gleichen quelle, aus der die aretalogische schriftstellerei der antike floss, fand diese aber schon vor und konnte daher an sie anknüpfen. In diese kategorie christlicher schriften gehörten allem anschein nach jene von den kirchenvätern so heftig bekämpften, uns leider nicht mehr erhaltenen

werke, deren verfasser sich als schüler der zwölf jünger Christi und als zeugen ihrer taten ausgaben. Leukius Charinus hat dieser literatur den namen gegeben. Ob darin auch ähnliche buchauffindungen erzählt wurden, wie bei Antonius Diogenes, Diktys und Dares lässt sich natürlich nicht mehr feststellen. Jedenfalls bediente man sich — darüber lassen die aussagen der kirchenväter keinen zweifel — des von den aretalogisierenden rhetoren so viel angewanten, von Lucian so oft verspotteten mittels, unglaubliches durch angebliche augenzeugen berichten zu lassen. Ein später ausläufer von jener leukianischen literatur, vollkommen katholisirt, ist uns aber doch erhalten: er sollte bedeutsam für die literaturen Westeuropas werden. Es ist die sogenannte Abdiassammlung. Am ende dieser sammlung, anschliessend an die Passio Simonis et Judae, findet sich in den meisten hss. ein epilog, in dem erzählt wird, dass Abdias, der von den aposteln zum bischof von Babylon ernannt worden sei, die taten der jünger Christi in hebräischer sprache beschrieben habe. Diese hebräische schrift des Abdias sei dann von seinem schüler Eutropius ins griechische und weiter von Afrikanus ins lateinische übersetzt und in 10 bücher eingeteilt worden. Der verfasser des epilogs behauptet, diese 10 bücher nur excerpiert zu haben (vgl. Fabricius II<sup>2</sup>, 388 f.; LpA. I, 117 f. und WDLL. 28 f.). Am ende der Passio Simonis et Judae wird ebenfalls von der ordination des apostelschülers Abdias zum bischof von Babylon durch die apostel Simon und Judas berichtet und dann epilogartig hinzugefügt, dass beide apostel nach Persien gezogen seien und dort missioniert hätten. Auf diese missionstätigkeit des Simon und Judas geht der verfasser der Passio aber nicht ein, sondern verweist auf die schrift eines schülers der beiden apostel, namens Grathon, der in 10 büchern alles erzählt habe, was von Simon und Judas während ihrer dreizehnjährigen missionsarbeit in Persien geleistet worden sei. Der geschichtsschreiber Afrikanus habe das Grathonische werk, von dem nicht verraten wird, in welcher sprache es geschrieben war, ins lateinische übersetzt. Aber dem leser, meint der verfasser der Passio, wird das gebotene genügen.

Es kann keinem zweifel unterliegen, dass die schlussworte der Passio Simonis et Judae mit dem epilog der ganzen Abdias-



sammlung in zusammenhang stehen, aber wie, das lässt sich vorläufig kaum entscheiden. Die meiste wahrscheinlichkeit hat die vermutung von LpA. I, 117 f. für sich, das irgend eine hs-liche verderbnis, etwa der ausfall des namens Grathon, zur einsetzung vom namen des kurz vorher erwähnten Abdias geführt habe, und dass der ursprünglich nur auf die am schluss der Abdiassammlung stehende Passio Simonis et Judae bezügliche epilog irrtümlich als schlusswort zur ganzen sammlung aufgefasst wurde. Davon und von den sich daran anschließenden bedenken (s. WDLL. 30 f.) wird aber die hier zu behandelnde frage nicht berührt. In beiden schlussnotizen haben wir es mit den üblichen quellenangaben der aretalogen und rhetoren zu tun. Nach den obscuren namen der apostelschüler Abdias und Grathon werden bekannte literaturgrößen, wie Eutropius, der verfasser des *Breviarium Romanae historiae* und Afrikanus, der christliche historiker, angeführt, um dem leser vertrauen einzuflossen. Die eigentliche Abdiasnotiz weist auch die übliche erzählung von der stufenweisen übersetzung der grundschrift auf. Die geschichte der übersetzungen des alten testamentes war vielleicht das vorbild für diese angaben, denn auch das alte testament ist aus dem hebräischen ins griechische und dann erst ins lateinische übersetzt worden. Aber die namen der übersetzer des angeblichen Abdiaswerkes sind so unglücklich gewählt, dass jeder einsichtige weiss, was er davon zu halten hat. Nur christen, die mit der eigentlichen antiken literatur in keiner fühlung standen, konnten auf diese angaben hereinfallen.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Mit den quellenangaben der leukianischen literatur hängt wahrscheinlich auch die angabe des presbyters Prokopios, im pseudo-dorotheischen *index apostolorum discipulorumque* (s. Theodor Schermann, *Prophetarum vitae fabulosae, indices apostolorum discipulorumque domini Dorotheo, Epiphonio, Hippolyto aliisque vindicata*. Leipzig 1907, s. 159, 19 f.) literarisch zusammen. Prokop beruft sich auf die collectaneen des *ἀγνωτάτου καὶ μακρωτάτου ἐπισκόπου καὶ μάρτυρος Δωροθέου*, die er zufällig gefunden und nach 143, 5 f. und 151, 11 f. aus dem lateinischen ins griechische übersetzt haben will. Andere stellen stehen damit in widerspruch. Nach 132, 6 hinterliess Dorotheos sowol griechische wie lateinische schriften, denn er war beider sprachen mächtig, und nach 157, 5 waren seine aus griechischen und hebräischen quellen gefertigten excerpte lateinisch abgefasst. Prokop sucht die sache offenbar absichtlich etwas dunkel zu machen. 132, 6 f. lässt

Aehnlicher mittel wie die leukianische literatur bediente sich die seit dem ende des vierten jahrhunderts immer mehr in den vordergrund tretende mönchslegende. Auch sie hat wie das mönchtum ihren ursprung in Ägypten und Kleinasien. Die verfasser solcher mönchslegenden versichern hoch und heilig, nichts unwahres zu schreiben. Manche führen sich oder andere als augenzeugen ein, andere berufen sich auf die schriften ihrer gewährsmänner. Von der bekehrung der hl. Pelagia meretrix erzählt Jakobus Diakonus (s. BHL. 959, no. 1) als augenzeuge. Der übersetzer des Jakobischen werkes, Eustochius, wendet sich in zwei distichen an die leser mit der bitte, seine übersetzer mühe zu bedenken. Der verfasser der dem Sophronius, bischof von Jerusalem, zugeschriebenen vita der Maria Aegyptiaca (BHL. 801, no. 1) führt den Zosimus, der aber mit dem häretiker und mathematiker (vgl. PRE. 6, 2896, no. 7 und R. Reitzenstein, Poimandres s. 8 f. 361?) nicht identisch sei, als augenzeugen und gewährsmann an. Ein Antonius, der das leben des Symeon stylita senior (BHL. 1151, no. 2; MSL. 73, 328 D und 334 B) geschrieben haben will, gibt sich als schüler des Symeon und zeuge seiner taten aus. Der anonyme verfasser einer *Vita sci. Onuphrii* erzählt: er habe das leben seines heiligen kürzlich zwischen griechischen gedichten aufgefunden, so wie er es einst von einem ehrwürdigen und weisen mann, namens Gregor, habe erzählen hören. Dieses widergefundene und von ihm nunmehr übersetzte Onuphriusleben habe der hl. Paphnuntius in griechischer sprache verfasst. Der übersetzer bittet, nicht seinen unbeholfenen stil zu tadeln, sondern vielmehr die grosse mühe und pein zu bedenken, die der heilige erduldet hat, um ein erbe

---

uns im unklaren über den umfang der griechischen aufzeichnungen des Dorotheos und somit auch über Prokops übersetzertätigkeit, und auf 157, 5 kann man nur mit der frage antworten: weshalb excerpierte Dorotheos seine griechischen quellen lateinisch, wenn ein teil seiner collectaneen so wie so griechisch geschrieben war? Weitere schwierigkeiten ergeben die notizen über den streit zwischen dem papst Johannes und dem patriarchen Epiphanius von Constantinopel, wofür ich der kürze halber auf Theodor Schermann, Propheten- und apostellegenden (= TU. xxxi, 3) §§ 57. 58 verweise. Der index ist nicht frei von kirchenpolitischen tendenzen und der name Prokops wahrscheinlich selbst fiction. Vgl. Wetzer und Weltes Kirchenlex. 3<sup>2</sup>, 1995 f.

des himmelreichs zu werden (vgl. BHL. 916; ASS. Jun. II, 527 und MSL. 73, 211). Solche und ähnliche angaben finden sich in den mönchsviten häufig. Die gewährsmänner waren alle bei den buss- und betübungen ihres anachoreten zugegen und haben seine kämpfe mit den versuchenden teufeln selbst angesehen. Manches was berichtet wird, mag wahr sein, das meiste aber ist frommer phantasie entsprungen, und das gewand, in das man alles kleidete, waren die griechische und lateinische sprache und die damals in der griechischen und lateinischen literatur vorhandenen literarischen formen. Auf diesem weg sind auch die aretalogischen quellenangaben in die mönchslegende gelangt. Viele mönchsviten liegen noch in den papyri vergraben. Dort wird sich noch manches finden, was an dieser stelle erwähnt werden müsste, der gegenwärtigen untersuchung leider aber noch vorenthalten ist.

Im fünften und sechsten jahrhundert fließen jene beiden ströme, die apostellegende, die mit dieser schon früher vereinigte märtyrerlegende, und die mönchslegende zusammen. Es gehörte nicht mehr bloss zum wesen des heiligen, viele menschen zum worte des herren bekehrt und sein eigenes blut für Christus geopfert zu haben, sondern man musste sich auch der tugenden eines anachoreten befeissigt haben, man musste gewacht, gebetet, gefastet, keusch gelebt, dem getriebe und den lüsten dieser welt entsagt haben. So entstanden damals die verschiedenartigsten mischungen von legendentypen, die dadurch, dass sie sich an die von Sueton geschaffenen biographischen formen anschlossen, nur noch vermannigfalt wurden. Das Martinusleben des Sulpicius Severus und die *Vita sci. Severini* von Eugippius sind die schönsten und besten vertreter dieser entwicklung. Sulpicius und Eugipp folgen nur der damals üblichen tradition, wenn sie ihren viten prologe in form von widmungsbriefen voranstellen, in denen sie aufschluss über die entstehung ihrer werke geben. Der brief Eugipps an Paschasius ist inhaltlich teilweise eine nachahmung des Sulpicischen briefes an Desiderius. Die in diesen briefen gemachten angaben können wir nicht nachprüfen. Sie sollen auch hier nicht verdächtigt werden. Aber dass die in ihnen ausgesprochene bescheidenheit und das angebliche zaudern mit der veröffentlichung nur rhetorische floskel ist und

ebensowenig wert hat, wie ähnliche wendungen in manchem modernen vorwort, muss doch gesagt werden. In dieser hinsicht sind Sulpicius und Eugipp in der folgezeit vorbildlich geworden. Zur zeit der Merowinger ist der zusammenfluss von apostel-märtyrerlegende und mönchslegende der hauptsache nach vollzogen. Altes läuft natürlich auch da noch neben neuem einher. Aber auch das neue kann in den wenigsten fällen bei den quellenangaben die antike herkunft verleugnen. Die Abdiassammlung mit ihren vielen prologen und epilogen ist damals zusammengestellt und oft abgeschrieben worden. Als Gregor von Tours lebte, bestand sie wahrscheinlich bloss aus *passiones*. Nach Gregors eigenem zeugnis, MG. scr. rer. merov. I, 827, 13, gab es von den wenigsten aposteln sogenannte *ἀρεταί*, *virtutes* oder *miracula*. Er selbst schrieb Andreas-mirakel und beruft sich darin auf eine quelle, die er excerpiert haben will. Seine angaben brauchen wir nicht anzuzweifeln, denn wir können den inhalt jener *miracula* durch andere Andreasacten nachprüfen und diese machen die existenz einer ähnlichen schrift wie die, auf die sich Gregor beruft, nicht unwahrscheinlich (vgl. LpA. I, 562 f.). Gleiches gilt von den *Miracula Thomae apostoli*, die ein nachahmer der Gregorianischen *Andreas-miracula* schrieb. Er versichert, den inhalt seiner quelle nach dem gedächtnis widerzugeben. Seine angaben haben sich als durchaus richtig erwiesen (vgl. WDLL. s. 23 f.).

Die klassische zeit der legendenschreibung war damals noch nicht gekommen. Viele heilige männer und fromme frauen hatten im Merowingerreich gelebt, aber nur wenige hatten einen gleichzeitigen biographen gefunden. Erst als durch Karl den grossen das Frankenreich neu erstarkte und an des grossen kaisers hof die antike eine neue auferstehung erfuhr, wurde auch die tätigkeit der hagiographen lebhafter. Sie konnten sich aber von dem zauber, den die römischen dichter und prosaiker auf den noch unförmigen geist der Germanen ausübte, nicht freimachen, und mit den poetischen wendungen eines Virgil und Horaz hielt auch der antike fabulist, der *aretaloge*, seinen einzug. Jene quellenangaben, die auf verloren gegangene oder entdeckte bücher hinweisen, werden häufiger und häufiger, oft aber auch recht raffiniert.

Ganz dieselbe praxis wie im epilog der Abdiassammlung begegnet uns in der karolingischen *Vita sci. Severini ab. Acaunensis* (MG. scr. rer. merov. III, 168). Es gibt von dieser vita eine kürzere und eine längere recension, die kürzere ist die jüngere. Der längeren vita ist ein prolog vorangesetzt; darin beruft sich der verfasser auf die schrift eines presbyter Faustus, der ein schüler des hl. Severin gewesen sein und ihm dreissig jahre gedient haben soll. Auf wunsch des erzbischofs Magnus von Sens habe der verfasser diese schrift des Faustus umgearbeitet (*transcribentes* 168,9), doch so, dass nur die äussere form des Faustischen werkes davon betroffen wurde, nicht der inhalt. Bloss offenkundige fehler des Faustus hatte er verbessert, den gang der erzählung aber aufs peinlichste eingehalten und nichts eingefügt, was nicht schon sein gewähmann berichtet hätte. Die *sollertia* des lesers könne das gesagte leicht nachprüfen. Leider ergibt diese nachprüfende *sollertia*, dass der verfasser ein *fabulator* von der gewöhnlichsten sorte ist. Schon Mabillon, *Annal. ord. sci. Benedicti* I, 28 hat bemerkt, dass die angaben über das 25. jahr der regierung Chlodwigs I., d. i. das jahr 507, in keiner weise mit dem übereinstimmen, was wir sonst davon wissen, und Krusch hat die starke abhängigigkeit des verfassers von den briefen des Ennodius in bezug auf namen dargetan. Die legende selbst, in deren mittelpunkt die heilung Chlodwigs durch Severin steht, ist aus allen möglichen legendenmotiven zusammengestoppelt und fast eine auf Chlodwig übertragene nachahmung der Abgarsage zu nennen. Sie weist auch starke anklänge an den syrischen Abgarbericht bei Eusebius-Rufinus auf.

Aber noch nicht genug mit dieser einen aretalogischen quellenangabe. Etwa hundert jahre später verfertigte ein anderer aus dieser, auf einem angeblichen Faustuswerk beruhenden vita, das werk des Faustus selbst. Die methode war sehr einfach. Der prolog wurde gestrichen und an den schluss eine art subscriptio gestellt, in der es heisst: das vorliegende werk wurde von Faustus, dem schüler des hl. Severin, auf befehl des königs Chlodwig, unter dem beistand unseres herren Jesu Christi verfertigt. Dass dieses angebliche Faustische werk jünger ist als die längere vita, beweisen nicht nur die verderbten namen, sondern auch die oft um ihren guten

sinn gebrachten sätze der längeren fassung. Vgl. Krusch 167, 11 f.<sup>1)</sup>

Die grösste, raffinierteste und auch folgenschwerste quellenangabe, die an jenen brauch der antiken aretalogen und rhetoren anknüpft, findet sich am eingang der *Vita sci. Remigii ep. Reimensis* (MG. scr. rer. merov. III, 250, 36 f.), die den verlogenen erzbischof Hinkmar von Reims zum verfasser hat. Hinkmar will von alten leuten, die noch die zeiten des bischofs Tilpin erlebt hatten, gehört haben, dass diesen ihre vorfahren von einem umfangreichen, von alter hand geschriebenen buche über das leben, die tugenden und den heimgang des hl. Remigius erzählt hätten. Dieses buch sei aber zu grunde gegangen. Egidius, der vierte bischof auf dem Reimser stuhle nach dem hl. Remigius, habe nämlich den berühmten dichter Fortunatus gebeten, aus diesem, in schwülstigen, mit gallicismen durchsetzten latein geschriebenen buch einige beim volke beliebte mirakel auszuziehen, damit sie ohne ärgernis gehört werden könnten, und das volk zur verehrung gottes und seines schutzpatrones angehalten würde. Zum beweis dieser behauptung führt Hinkmar eine stelle aus der von ihm zum ersten mal dem Fortunat zugeschriebenen *Vita sci. Remedii* (BHL.

<sup>1)</sup> Zwischen diesen berufungen auf den Severinschüler Faustus und dem angeblichen Maurusschüler Faustus, der eine *Vita sci. Mauri discipuli sci. Benedikti, ab. Glannafoliensis* (s. BHL. 845, no. 1) geschrieben haben soll, bestehen entschieden literarische beziehungen. Wie aber die angaben literargeschichtlich mit einander zu verknüpfen sind, kann ich vorläufig nicht sagen. Die in der BHL. 845, no. 1 citierten texte geben keinen rechten aufschluss über die handschriftliche überlieferung. Die ASS. Jan. I, 1051, sp. b veröffentlichte praefatio des Odo von Glanfeuil steht mit ihrer quellenangabe wol unter einfluss der Reimser hagiographie und dürfte erst nach dem jahre 878 geschrieben worden sein. Das darin angegebene jahr 863, in dem die reliquien des hl. Maurus aus furcht vor den Normannen verborgen wurden, und in dem Odo im reisekorb des klerikers Petrus die lebensbeschreibungen der fünf schüler des hl. Benedikt: Honoratus, Simplicius, Theodorus, Valentinianus und Maurus gefunden haben will, kann kaum zur genaueren feststellung der lebenszeit von Odo benutzt werden. Ob der Faustusbrief in den hss. oder überhaupt ursprünglich auf die praefatio Odos folgte, scheint mir nicht so ohne weiteres klar, wie man allerdings nach Mabillon, *Acta saec. I*<sup>1</sup>, 276 und Wattenbach, *Schriftwesen*<sup>3</sup> s. 412 meinen sollte. Das ist der grund, weshalb ich die quellenangabe der Maurusvita nur anmerungsweise behandle.

1039, no. 1), aber absichtlich nicht vollständig an. Da heisst es: 'wir haben uns bemüht wenig zu erzählen, das meiste zu übergehen.' Dieses excerpt des Fortunat habe sich bei dem volk bald grosser beliebtheit erfreut und sei auch wegen seiner kürze oft abgeschrieben worden. Der grosse codex aber wäre seitdem von den nachlässigen nur noch nachlässiger behandelt worden. Als dann aber der krieg zwischen Karl Martell und Ragamfred ausgebrochen war, während dessen die christliche religion beinahe vernichtet, die bischofsstühle laien gegeben worden wären, und Milo, ein zwar mit der tonsur versehener kleriker, aber in sitten, haltung und taten irreligiöser laie, fast vierzig jahre die stühle von Reims und Trier innegehabt hätte, da sei der codex fast vollständig vernichtet worden. Denn die wenigen noch übrig gebliebenen kleriker hätten ihren unterhalt durch handel fristen und die so erworbenen denare, um sie zu verbergen, in urkunden und bücherblätter einwickeln müssen. So sei die grosse hs. durch feuchtigkeit, mäussefrass und ausreissen von blättern zerteilt zu grunde gegangen und daher nur wenig von den zerstreuten blättern wiedergefunden worden.

So etwas also sei in neuester zeit vorgekommen. Gleiches aber habe sich auch in alten zeiten zugetragen; und nun beginnt Hinkmar, mit einem citat aus der 9. Homilie in *Mattheum* des Johannes Chrysostomos (MSG. 57, 180) einleitend, aufzuzählen, welche bücher von gottesmännern im alten testament als vorhanden bezeugt, heute aber verloren seien. Er spielt auf das von Jojakim verbrannte buch, welches Baruch aus dem munde des Jeremias aufzeichnete (Jer. 36, 1 f.) an, auf die entdeckung des gesetzbuches während der tempelreinigung unter Hiskia (4. Reg. 22, 8; 2. Paral. 34, 14), auf das im 2. Reg. 1, 18 erwähnte *Liber iustorum*, auf das im Num. 21, 14 genannte *Liber bellorum Domini* und auf die an verschiedenen stellen des alten testaments erwähnten, aber verlorenen schriftten Salomos (3. Reg. 4, 32 f.; 11, 41 f.). All das geschieht, um das verlorene Remigiusleben recht glaubhaft zu machen. Trotz dieses grossen verlustes lagen dem Hinkmar ausser einigen geschichten und den *pitaciola* des grossen codex noch landläufige erzählungen über den heiligen vor, sodass er mehr bieten könne als der Fortunatische auszugs. Er habe zwar

immer noch gehofft, dass sich irgendwo ein zweites exemplar dieses grossen Remigiuslebens finden werde und er sei in dieser hoffnung durch verschiedene aussagen bestärkt worden, aber seine erkundigungen erwiesen stets alles bis ins tiefste innere hinein falsch. Schliesslich kommt Hinkmar noch auf die stilunebenheiten im vorliegenden werk zu sprechen. Er entschuldigt sich damit, dass er die von den altvordern überlieferten, offenbar schriftlich aufgezeichneten geschichten und den inhalt der *schedulae* (= *pitaciola*) der vernichteten hs. wörtlich wiedergäbe, während er das, was er vom hörensagen habe, in seinen worten erzähle. Zur entschuldigung dafür, dass auch mündlich überliefertes aufgenommen wurde, dient ein absichtlich verdrehtes citat aus der praefatio Bedas zu seiner kirchengeschichte. Das darauf folgende beschäftigt sich mit der anordnung des stoffes und den dabei befolgten grundsätzen. Auch hier ist Hinkmar bemüht, seine peinliche gewissenhaftigkeit ins nötige licht zu setzen, aber etwas für unseren zweck wichtiges findet sich nicht darin.

Bruno Krusch hat in seinen glänzenden untersuchungen über die Reimser Remigiusfälschungen, Neues archiv 20, 511 f., Hinkmars werk als eine zu ganz bestimmten kirchenpolitischen zwecken, ums jahr 878, vorgenommene fälschung erwiesen. Hinkmar wollte zeigen, dass schon zur zeit des hl. Remigius das Reimser archiepiscopat mit einem vicariat, einer würde, nach der Hinkmar vergeblich gestrebt hatte, verbunden war. Er hatte nicht nur die von ihm herabgesetzte *Vita sci. Remedii* vollkommen ausgeschrieben, sondern auch den schriften des Sulpicius Severus, Gregor des grossen, Rufinus, Gregor von Tours, Fredgar u. a. allerhand motive entlehnt und sogar ein testament des hl. Remigius nach bestimmten formularen fabriziert. Schon damals aber hätte dieses bei den des merowingischen rechte kundigen ein stein des anstosses sein müssen. Trotzdem wir es hier also historisch mit einer fälschung zu tun haben, muss Hinkmar an dieser stelle, als einer der hauptvertreter, welche in ihren quellenangaben an antike aretalogische motive anknüpfen, genannt werden. Auf die späteren leser, die die zwecke des verfassers nicht kannten, hat Hinkmars vita nicht anders gewirkt, als jede andere schrift mit ähnlicher quellenangabe.



Ganz ohne näheres Vorbild war aber auch Hinkmar nicht. Sein ehemaliger Lehrer und späterer Schützling Hilduin, Abt von St. Denis, hatte auf Befehl Ludwigs des Frommen im Jahr 836 ein Leben des hl. Dionysius von Paris geschrieben (vgl. MG. epist. V, 328, 1 f.). In seinem der eigentlichen Vita vorgestellten Brief an sämtliche Gläubige beruft er sich auf geheime alte Bücher, die er und seine Mitarbeiter (so darf man wohl aus MG. epist. V, 328, 35 f. schließen) aufgefunden hätten und deren Inhalt er der Wahrheit gemäß wiedergäbe. Damit aber niemand, der geistig gesund ist, daran zweifle, dass verborgenes später wider an den Tag komme, verweist er auf die Auffindung des Gesetzbuches unter Hiskia (MG. epist. V, 336, 21 f.). Dass Hinkmar die Schrift seines Lehrers Hilduin gekannt hat, ist an sich schon sehr wahrscheinlich; es wird aber zur Gewissheit durch seine um 876 verfasste *Vita ss. Sanctini et Antonii epp. Meldensium* (ASS. Okt. V, 586 F f.; auch Wattenbach, *Schriftwesen*<sup>3</sup> 412), die in Form eines an Karl den Kahlen gerichteten Briefes abgefasst ist. Der Eingang dieser Vita ist offenbar veranlasst durch den Brief des Bibliothekars am apostolischen Stuhl Anastasius an Karl den Kahlen vom Jahre 875 (MSL. 129, 737 B f.). Anastasius war 869 mit auf dem 8. Öcumenischen Concil zu Constantinopel gewesen und hatte dort Nachforschungen über die verschiedenen Heiligen des Namens Dionysius angestellt. Seine Ergebnisse teilt er Karl in jenem Briefe mit. Hinkmar nun erwähnt in seinem Brief den Anastasius, gedenkt seiner Übersetzung der Dionysiusvita von Methodius und bezeugt, dass sie mit dem übereinstimme, was er in der Jugend, eben bei Hilduin, vom hl. Dionysius gehört habe. Von Hilduin hat also Hinkmar den biblischen Beweis für die Möglichkeit, längst verschollene Schriften wider auffinden zu können, entlehnt. Er hat ihn freilich um ein beträchtliches vermehrt.

Der Brief Hinkmars an Karl den Kahlen gehört aber noch weiter hierher. Denn was Hinkmar über die Quellen seiner *Vita sci. Sanctini* sagt, ist ebenso fabelhaft und verdient genau so wenig Glauben wie seine Quellenangaben im Remigiusleben. Im Kloster St. Sanctin zu Meaux sei ein Abt namens Wandelmar gewesen, der in dem ihm unterstehenden Gebiet, das wie vieles andere wegen des langen Alters und der langen Krankheit

bischof Hilderichs vernachlässigt worden war, kleine, stark abgeriebene und der schrift fast beraubte quaternionen gefunden habe. Diese habe Wandelmar dem Hinkmar, den er für einen halbwisser hielt, mit dem auftrage übergeben, sich von dem inhalte zu unterrichten und eine deutliche abschrift davon anzufertigen. Er, Hinkmar, habe den auftrag ausgeführt, sich aber auch eine abschrift angefertigt. Seitdem sei lange zeit verflossen, Wandelmar längst tot und das kloster von den Normannen eingeäschert. Ihm schein es deshalb zweifelhaft, ob in St. Sanctin noch die quaternionen und die für Wandelmar gefertigte abschrift vorhanden seien, und er hält es daher für besser, kaiser Karl sein exemplar zur verfügung zu stellen. Diese angaben halten denen des Ptolemaeos Chennos durchaus die wage.

Hinkmar scheint mit seiner art, quellenangaben zu machen, bahnbrechend gewirkt zu haben. Die raubzüge der heiden und Normannen und die dadurch veranlassten bücherverluste spielen bei seinen nachfolgern eine grosse rolle. Bei einigen lässt sich die bekanntschaft mit der Remigiusvita unmittelbar nachweisen. Das ist z. b. bei *Baltherus*, dem verfasser der *Vita sci. Fridolini conf. Seckingensis* (MG. scr. rer. merov. III, 354 f., vgl. dazu die elsässische übersetzung bei F. J. Mone, Quellensammlung der badischen landesgesch. I, 99 f.) der fall. Baltherus hat, wie er in dem an seinen ehemaligen lehrer Notker Labeo in St. Gallen gerichteten, seinem werke vorgestellten briefe auseinandersetzt, vier jahre lang Gallien und Spanien als fahrender und schamlos bettelnder clericus bereist. Er hatte so eine würdige schule durchgemacht. Die sehnsucht trieb ihn in die heimat zurück. Auf dem heimwege kam er nach *Hellera*, einem den hll. Hilarius und Fridolin geweihten, an der *Musella* gelegenen kloster. Dort kehrte er, um zu betteln (so die übersetzung, oder beten?), ein. Er wurde gut aufgenommen, und, nachdem er sich legitimiert und als ein mönch eines ebenfalls den hll. Hilarius und Fridolin geweihten klostere ausgewiesen hatte, zeigte ihm der *pater* und *provisor* des klostere zwei bücher, von denen jedes für sich die *virtutes* eines der beiden heiligen enthielt. Als er sich die beiden bücher näher angesehen hatte, erzählt Baltherus, habe er sich erinnert, dass ein gleiches Hilariusleben auch in dem kloster

zu Seckingen sei, die Fridolinsvita aber fehle. Diese sei bei einer verwüstung des Seckinger klosters durch die heiden abhanden gekommen. Es wären aber noch viele da, die das verlorene buch viel gesehen, oft gelesen und auch bezeugt hätten, dass sein inhalt wahr sei. Gern habe er es nach Seckingen entliehen; seine diesbezügliche bitte sei jedoch abschlägig beschieden worden. Darauf habe er es an ort und stelle abschreiben wollen, aber pergament und tinte fehlten. Da endlich habe er sich hingesezt und die ganze vita auswendig gelernt. Anfangs sei er zwar etwas stutzig geworden, weil er im titel die namensform *Fridoldo*, nicht *Fridolino* angegeben fand. Als er aber auf einer anderen *paginula* von der überführung der Hilariusreliquie aus Poitiers nach einer Rheininsel Alemanniens durch eben jenen Fridoldus gelesen habe, da sei er überzeugt gewesen, dass dieser Fridoldus kein anderer als Fridolinus und diese insel keine andere gewesen sei als die, auf der sich sein kloster befände; denn wie Notker wisse, hänge ja dort in einer kapsel verwahrt jene reliquie. Leider sei es für ihn, der seine verfasserschaft von dieser *falsitas* nicht ableugnen könne, obwol er alles wörtlich widergäbe, schwer, ohne das zeugnis einer angesehenen persönlichkeit sein werk durchzusetzen. Auch müsse er bekennen, dass er nichts erwidern könne, wenn jemand ihm vorwerfe, seine schrift sei apokryph und verdammungswürdig, weil sie ohne auftrag, sondern aus eigener initiative geschrieben sei. Ausserdem zweifle er nicht im geringsten, dass auch andere, gleichsam vom düsteren russ der fackel des neides angeschwärzt, ihn nicht den berichterstatter der wahrheit, sondern den betrügerischen scribenten einer ausgedachten geschichte nennen würden. Deshalb übersende er ihm, dem Notker, sein werk mit der bitte, zu entscheiden, ob es wert sei, dem feuer übergeben oder aufgehoben zu werden. Denn ihm sei es lieber, von Notker in milder weise auf fehler aufmerksam gemacht zu werden, als den absprechenden und nörgelnden urteilen der neider ausgesetzt zu sein.<sup>1)</sup>

Der scharfe angriff Wattenbachs, Geschichtsquellen I<sup>1</sup>, 135,

---

<sup>1)</sup> Vgl. den brief Eberwines an den erzbischof Poppo von Trier, Mabillon, Acta saec. VI<sup>1</sup>, 372.

anm. und Krusch's eindringende erörterungen in der einleitung seiner ausgabe in den MG. haben Balthers werk für den historiker unbrauchbar erwiesen. Baltherus hat Hinkmars Remigiusvita aus einer hs. der dritten klasse gekannt, denn das in dieser klasse interpolierte pseudo-hinkmarsche mirakel, welches dem bischof Moderannus zustösst, erzählt er von Fridolin. Woher er zu seiner quellenangabe angeregt war, ist also klar. Aber kaum darf man dem verfasser einen schwereren vorwurf machen als den verfassern des Diktys oder des Dares. Von einer fälschung im sinne des historikers darf man vielleicht reden, aber nicht im sinne des sittenlehrers. Baltherus sagt doch eigentlich selbst deutlich genug heraus, dass es nicht viel leute geben wird, die seine schrift für wahrheit halten werden, er bezeichnet sich selbst mit wenig schmeichelhaften namen und dem Notker sagt er ziemlich deutlich ins gesicht, dass er ihn bloss als folie brauche, um seiner arbeit ansehen zu verschaffen. Selbst wenn Notker, wie es wahrscheinlich ist, Balthers werk nie zu sehen bekommen hat, so dürfen wir das dem verfasser nicht schwer ankreiden. Denn wie er beurteilt werden will, hat er dem leser unzweideutig gesagt. Er ist der schalkhafte aretaloge, der sich zu verstecken scheint, wo er hervortritt, und hervortritt, wenn er sich verstecken will. Auf seiner wanderfahrt in gesellschaft der gyrovagen mag er das handwerk noch besser gelernt haben. Denn viele motive der antiken aretalogie hat das fahrende volk ins mittelalter hinüber gerettet. Das werden wir noch sehen.

Hinkmars *Vita sci. Remigii* kannte auch der anonyme verfasser der *Miracula sci. Martini ab. Vertavensis* (MG. scr. rer. merov. III, 567, 9 f.). In ihnen ist das von Hinkmar aus der *Vita sci. Remedii* entnommene mirakel an einer toledanischen jungfrau auf einen toledanischen jüdling übertragen und teilweise mit worten Hinkmars erzählt. Auch die quellenangabe steht unter Hinkmars einfluss. Der verfasser sagt: er könne leider wenig über den gottesmann Martinus berichten, weil die lebensbeschreibung Martins einst *in castro Toaricense* verbrannt sei. Glücklicherweise sei aber ein kleines buch, verschiedene carmina enthaltend, übrig geblieben und darin habe sich auch eine gekürzte, in schönem und wolklingenden rhythmus abgefasste vita des heiligen gefunden. Als der verfasser nun

zu dem kloster, in dem die gebeine des heiligen ruhten, gekommen sei, hätten ihn die klosterbrüder und vor allem der abt Rainaldus mit der bitte bestürmt, aus dem rhythmus eine *conscriptio planae orationis* zu verfertigen. Weil er die bitte nicht ausschlagen konnte, habe er alles mit ausnahme des in poetischer form erzählten in prosa umgeschrieben, sich aber dabei der weise der interpreten bedient und nicht wort für wort, sondern sinngemäss übersetzt. Weiter habe er entsprechend der bitte der klosterbrüder hie und da erweitert und ferner die berichte derer, die noch das verbrannte Martinsleben gekannt hatten, sofern sie sich nicht mit dem im rhythmus erzählten deckten, hinzugefügt. Das, was im erhaltenen codex stand, habe er in seinem ersten buche (ASS. Okt. X, 806 f.), das übrige, die *miracula post mortem*, in seinem zweiten (MG. a. a. o.) zusammengefasst.

Dass wir es auch bei dieser quellenangabe mit fabeleien zu tun haben, hat wider Krusch s. 565 deutlich bewiesen. Ausser dem aus Hinkmars Remigiusleben entlehnten mirakel zu Toledo überträgt der verfasser ein wunder des Martinus Turonensis auf seinen Martinus Vertavensis und lässt ausserdem diesen mit dem zweihundert jahre vor ihm lebenden bischof Maximinus von Trier nach Rom pilgern. Das klostermilieu ist vielleicht aus Balthers Fridolinsleben entnommen, doch kann das schliesslich auch eigene zutat sein. Krusch nennt den verfasser vom standpunkt des historikers aus wider einen *falsarius*, aber man darf ihm nicht einmal den vorwurf der lüge machen. Denn wenn er sagt, er habe aus dem rhythmus nur das widergegeben, was nicht poetisch sei, so heisst das doch nur so viel als: ich habe den rhythmus gar nicht benutzt, und ob er dann existiert hat oder nicht, ist doch ziemlich einerlei. Der verfasser versteckt sich nach der fabulistenweise hinter das wort *poetice*. So etwas ist ziemlich unschuldig und der literarhistoriker muss hier das harte urteil des historikers mildern.

Ganz ähnliche quellenangaben, wie in dem eben besprochenen heiligenleben, finden sich in der *Praefatio* zur *Vita sci. Droctovei ab. Parisiensis*, die um 860 von Giselmar, einem mönch aus Saint-Germain, verfasst wurde (MG. scr. rer. merov. III, 537). Ein teil der angaben Giselmars lässt sich als richtig

nachweisen. Cap. 14 (541, 20 f.) erzählt er, dass die kirche seines klosters nicht bloss einmal, sondern beinahe auch ein zweites mal den feuerbränden der Dänen zum opfer gefallen wäre. Tatsächlich wurde St. Germain dreimal von den Normannen gebrandschatzt und das dritte mal, 861, wäre fast das ganze klosteringeäschert worden. Giselman schrieb also vor 861, aber nach 857, dem jahre des kellerbrandes (näheres bei Krusch 536, 10 f.). Auch was er über die benutzung von Gregors Frankengeschichte und den dichtungungen Fortunats sagt, ist richtig. Trotzdem muss aber seine quellenangabe in die reihe der auf der rhetorisch-aretaologischen tradition der antike beruhenden quellenzeugnisse gestellt werden. Schon der anfang der vita zeigt, woran Giselman anknüpft. Der alten besondere sorge, sagt er, sei es gewesen, vorzubeugen, dass der scharfsinn ihres geistes und der ruf ihrer beredsamkeit ganz durch trägheit oder schweigen unterginge. Daher sei es gekommen, dass sie nicht durch gute sitten und werke, sondern mit erdichtetem und mit schriften bei der nachwelt sich ein denkmal zu setzen gesucht hätten. Wenn aber die alten sich nicht gescheut haben, falsches zu erdichten, weshalb sollte man sich scheuen, die wahrgesprochenen denkmale der in Christo gläubigen schriftlich aufzuzeichnen? Das sind ganz die gleichen gedanken wie bei Otfrid I, 1, 1 f. So dachte man auch am hofe Ludwigs des frommen.

Nach dieser allgemeinen einleitung gibt Giselman an, er habe das leben des hl. Droctoveus, eines schülers des hl. Germanus, stilgerecht geschrieben und sei dazu mehr durch seine verehrung für den heiligen, als durch dreisten hochmut bewogen worden. Das einmal in St. Germain vorhandene Droctoveusleben sei bei der zerstörung des klosters durch die Dänen mit anderen büchern der bibliothek im brande untergegangen. Damit aber niemand sein werk mit dem einwand bekämpfe, die darin erzählten miracula seien zweifelhaft, weil *longo senio aevi eius gesta tradita oblivioni nullum penitus memoriale sui nostrae mandavere aetati*, verweist Giselman auf die dichtungungen des Fortunat und Gregors Frankengeschichte als seine quellen. Am ende dieser ausföhrungen erwähnt er auch die benutzung einer urkunde, nach der Droctoveus als erster zum abt von St. Germain bestimmt worden sei. Diese urkunde wäre in

*thomis antiquissimis*, die im kloster St. Germain verwahrt würden, erhalten. An dieser notiz zeigt sich deutlich, dass es auch Giselmar mit seinen quellenangaben nicht so genau nimmt. Kaum wird jene wahlurkunde so gross gewesen sein, dass sie in mehreren bänden aufbewahrt werden musste. Es ist jene literarisch-rhetorische übertreibung, die dem leser mehr vertrauen zur wahrheit des vorgetragenen einflössen will, aber keineswegs vertrauenerweckend wirkt. Dass Giselmar auch Fortunats leben vom hl. Germanus (BHL. 517, no. 1) und die *passiones* der hll. Symphorianus (BHL. 1153, no. 1) und Vincentius (BHL. 1247, no. 1) für sein werk benutzte, sagt er nicht, vgl. Krusch 536, 29 f.. Wie es sich in diesem falle mit dem verbrannten buch verhält, wird sich kaum mehr recht entscheiden lassen. Aber dass die quellenangaben Giselmars in den von uns besprochenen kreis hineingehören, hat die geschichte von der wahlurkunde des Droctoveus deutlich gezeigt.

Auf alte, widergefundene schriftstücke und die erzählungen von eingeborenen beruft sich auch der verfasser der MG. scr. rer. merov. III, 389 abgedruckten *Vita sci. Carileffi sac. et ab. Anisolensis*. Er ruft sogar den heiligen geist zum zeugen dafür an, dass er wahres berichte. Aber diese auslassungen sind nicht anders zu beurteilen als die schon besprochenen quellenangaben (Krusch 388, 17 f.). Weil sie sonst nichts interessantes für uns bieten, können wir sie kurz erwähnend übergehen.

Auf den zusammenhang mit klassischen studien werden wir wider durch den abt Heriger von Lobbes, den verfasser der *Translatio sci. Landoaldi Sociorumque* (MG. SS. XV, 2, 602 f.) geführt. 603, 30 f. beruft sich Heriger auf einen Frangerus, der bei der translatio der heiligen von Wintershoven nach Gent zugegen gewesen sein soll. Frangerus habe neun jahre, bevor die Normannen plündernd einfielen, in Wintershoven, der ehemaligen ruhestätte der heiligenreliquien, gelebt. Von ihm habe der vor wenigen jahren vom presbyter Sarabertus mit eigener hand begrabene presbyter Hildebrant die von Heriger berichtete geschichte. Frangerus habe dem Hildebrant, und viele hätten das dem Hildebrant bezeugt, von einem buche, das das leben der heiligen behandelte, erzählt. Dieses buch sei von alter hand geschrieben gewesen, aber von darauf

geträufeltem wachs fast unleslich und schliesslich bei dem einfall der Ungern, infolge der geringen fürsorge der wächter, mit anderen dingen ein raub der flammen geworden. Daraus habe Frangerus seine aussagen über die heiligen entnommen.

Keiner der drei gewährsmänner, Frangerus, Hildebrant und Sarabertus, ist nachweisbar, der hl. Landoald und seine genossen nicht vor Herigers *translatio*. Die reden der heiligen in Herigers werk strotzen von wendungen aus Virgil und anderen antiken autoren. Sie haben gewiss nicht so gelautet. Das sind gründe genug, der quellenangabe Herigers grösstes mistrauen entgegenzubringen und sie nicht anders einzuschätzen als die schon besprochenen. In dieser auffassung wird man nur noch bestärkt werden, wenn man liest, dass der bischof Notker von Lüttich bei der anfrage Herigers, ob das abfassen einer *Translatio sci. Landoaldi sociorumque* genehm sei, zustimmend genickt habe. Die innige freundschaft beider männer ist hinlänglich bekannt (ADB. 12, 111), und ihr eifer in den klassischen studien desgleichen. Ihre interessen lagen ganz wo anders als auf dem eigentlichen gebiet der hagiographie. Wir dürfen wol annehmen, dass sie auf das 'stilgerecht' mehr wert legten, als auf eine wortgetreue wiedergabe ihrer angeblichen quellen. Für sie, die sich gegenseitig bei ihren literarischen arbeiten unterstützten, war es eine passende gelegenheit, ihre vertrautheit mit dem klassischen stil zu zeigen. Ihre quellenangabe war ein zugeständnis an die allgemeinheit, die sich eben die lebensbeschreibung und die translation eines heiligen mit gutem instinct nicht ohne zeugen denken konnte. Böser wille braucht übrigens bei solchen gebeinauffindungen und reliquientranslationen nicht vorhanden gewesen zu sein und war es wol auch hier nicht. Dafür darf nur auf die entdeckung der reliquien der hll. Gervasius und Prothasius durch den hl. Ambrosius von Mailand verwiesen zu werden: die absicht zu betrügen war da vollkommen ausgeschlossen.

Andere beispiele von merkwürdigen buchauffindungen und buchverlusten begegnen uns nicht weit von Herigers wohnsitz in Trier. Auch hier haben wir es mit fabulistischen angaben zu tun. In der in den ASS. Jan. II, 922 veröffentlichten *Vita ss. Eucharîi, Valerîi et Materni* heisst es in der schlussnotiz, dass der verfasser das, was er über die taten der hll. väter



berichte, in zerstreuten blättern geschrieben gefunden habe, als man nach der zerstörung von Trier die asche auf ihre reste hin untersuchte.

Im prolog zur *Vita sci. Paulini ep. Treverensis* (ASS. Aug. VI, 676) werden als quellen für die folgende biographie erzählungen älterer leute und zerstreute notizen in den büchern über die heiligen väter genannt. Der unbekante, offenbar Trierer verfasser, versichert, dass früher in Trier ziemlich umfängliche *volumina* über die *gesta Paulini* existiert hätten; sie seien aber nach gottes unerforschlichem ratschluss ein raub der flammen geworden.

Aehnlich lautet die quellenangabe in der *Vita sci. Felicis ep. Treverensis* (ASS. Mart. III, 622 D f.). Durch die häufige verwüstung Triers seien viele lebensbeschreibungen von Trierer heiligen im feuer zu grunde gegangen und längst wol wären nach der meinung des verfassers deshalb die *organa* zum lobe dieser heiligen an den wassern des Trierer Babels (s. Ps. 136,1) verstummt, wenn sie nicht erneut worden wären durch die wenigen tropfen eines so grossen meeres, welche sich in alten zetteln und in die erde vergrabenen, bleiernen oder marmornen tafeln befanden. Nach dieser bombastisch-schwülstigen angabe erklärt der geistliche fabulist das spärliche, was er über das leben seines heiligen in zerstreuten notizen gefunden habe, kurz zusammenfassen zu wollen. Er hätte es entschieden kürzer tun können. Sein vorbild war die Martinusvita des Sulpicius. Er hat sie eifrig studiert, aber weder inhaltlich noch stilistisch erreicht. Mit seiner quellenangabe hat er offenbar diejenige der *Vita sci. Paulini* nachgeahmt. Schon die nennung des hl. Paulinus deutet darauf hin.

Nicht viel anders steht es mit dem, was der abt Stephanus von Lüttich in der praefatio zu seiner um 1107 verfassten schrift *Vita et miracula sci. Modoaldi ep. Treverensis* (ASS. Mai III, 51 C f.) über seine quellen berichtet. Die verwüstungen, mit denen die barbaren Gallien und Trier heimsuchten, sind nach ihm der grund, dass quellenschriften über das leben des hl. Modoald fehlen. Trotzdem will Stephanus das, was er darüber aus den erzählungen älterer leute und der lecture 'authentischer' (!) schriften erfahren hat, in seinem werke

zusammenfassen. Ein antiker aretaloge oder schreiber einer *φενόης ιστορία* hätte nicht schöner fabulieren können.

Auch der abt Nizo von Mettlach, verfasser einer *Vita sci. Basini ep. Treverensis* gehört in diesen chorus. Nach seiner praefatio (ASS. Mart. I, 315 D f.) ist die *furibunda rabies* der Normannen für den mangel an quellen über das leben seines heiligen verantwortlich. Durch sie sei nämlich nicht bloss die *Vita sci. Basini* verloren gegangen, sondern noch eine grosse zahl anderer Acta Sanctorum. Weil es aber doch nützlich und heilbringend sei, *ea, quae de celebri eius vita ad nos emanarunt*, der nachwelt zu überliefern, soll trotz des fehlens einer quelle dem leser eine stilgerechte Basinusvita geboten werden.

Solche angaben erinnern sehr an die Reimser hagiographie, sie werden aber auch in Trier von alters her üblich gewesen sein. Denn nirgends stak man so tief in antiken traditionen wie hier, und nirgends war man auch so stolz darauf. Eine *altera Roma* nennt Stephanus in seinem Modoaldusleben die stadt, und stolz citiert der verfasser der Gesta Treverorum (MG. SS. VIII, 131, 6 f.) die verse des marmornen Epitaphiums, welches Hero seinem vater Trebetas, dem gründer von Trier, setzte. Auch auswärts scheint dieses offenbar 'ausgegrabene' denkmal furore gemacht zu haben, denn in seiner Willibrordusvita verweist Thiotfrid pietätvoll auf diese jüngst in einem grabe entdeckte aufschrift, und nicht minder ehrfurchtsvoll tut dies Otto von Freising I, 8 (vgl. MG. t. c. 131, 49 f.).

In Trier hat man aber auch noch eine andere buchauffindung gemacht. Sie ist entschieden die originellste, entbehrt jedoch nicht ganz eines kirchenpolitischen zweckes. Dort entdeckte man nämlich das buch *Hay Matay* (חַי מַתַּי), d. i. das leben Matthiae. Nach dem prolog der wahrscheinlich<sup>1)</sup> anonym

<sup>1)</sup> Gegen die verfasserschaft des mönches Lambert, die seit Hilar (vgl. Waitz, MG. SS. VIII, 226 f.) angenommen wird, spricht die nichterwähnung des wiederaufbaues der 1131 abgebrannten klosterkirche von St. Eucharius und deren weihe durch Eugen III. Die auf den prolog folgende widmung ist ausser in den von Lazijs benutzten hs. nur noch in der von Hilar citierten Trierer vorhanden; in allen übrigen fehlt sie. Nur in der von Hilar eingesehenen hs. finden sich in der widmung die namen von Lambert und dem seit mitte des 12. jh.'s regierenden abte Ludwig. In der widmung steht nichts, was nicht aus dem prolog stammen könnte. Mir scheint es kaum glaublich, dass der verfasser der auf das Hay Mathay zurückgehenden

überlieferten *Acta sci. Matthiae* (ASS. Febr. III, 441 f.) gieng das folgendermassen zu. Der verfasser, ein mönch des dem hl. Eucharius und seinen genossen geweihten klostern in Trier, hatte den heissen wunsch, das leben und die taten des hl. Matthias, die er bei keinem kirchenschriftsteller entdecken konnte, aufzufinden. Da er bei seinen bemühungen keinen erfolg hatte, wurde er niedergeschlagen. Ein priester mit dem namen Theodorus, der ihn nach dem grund seines trüben wesens fragte, und dem er ihn angab, verwies ihn an einen juden, der im besitz eines buches sei, das den titel *Liber Damnatorum* führe und von dem ende des Matthias, der beiden Jakobe und des Stephanus berichte. Es traf sich gut, dass der verfasser gerade damals bei einem juden unterricht im hebräischen genommen hatte. Er begab sich zu dem von Theodorus bezeichneten juden, bekam aber anstatt des *Liber Damnatorum* die schrift *Sir Hasirim* (שירי הסיירים), d. i. das hohe lied. Darüber war er so entrüstet, dass er beinahe mit der hand ausgefahren wäre, denn der jude wollte ihn aus angeborenem hass gegen die christen täuschen. 'Wie, du schmieglicher krämer', sagte er, 'du willst einen clericus, der tiefgelehrt in den hebräischen, griechischen und lateinischen wissenschaften ist, täuschen? Kaum ist etwas griechisches oder lateinisches in eurer bibliothek, das ich nicht kenne.' Der jude bekam es mit der angst zu tun, weil er glaubte, es könne ihm bei seinem vorgesetzten, zu dem der verfasser in guten beziehungen gestanden haben will, schaden. Er versprach alles wider gut machen zu wollen und brachte ein buch mit dem titel *Hay Mathay* her. Weil er glaubte, der verfasser verstünde alles, was in dem buche enthalten war, übersetzte er den ganzen inhalt der wahrheit gemäss für einen lohn von 23 solidi. Nach einem jahr bezeugte ein anderer jude dem erzbischof von Trier,

---

acten sich das datum der für Trier und die apostelreliquien wichtigen consecration der klosterkirche zu St. Eucharius entgegen liess, wenn er die ASS. t. c. 448 E f. und MG. SS. t. c. 228 f. veröffentlichten acten benutzt hätte (s. Waitz s. 226 f.). Seine neigung ist es gerade, mit festen daten zu paradieren. Ich kehre also zu der ansicht von Henschen (ob das Lipsius stillschweigend getan hat, weiss ich nicht) zurück und meine, entweder sind die namen Lambert und Ludwig oder die an sehr merkwürdiger stelle stehenden widmungsworte überhaupt interpolation.

dass alles in des verfassers werk richtig sei. Er bestritt nur, dass in dem anfangswort des dritten verses von psalm 41 (42) *mathay* (מַתַּי = wann) eine anspielung auf den namen des apostels enthalten sei. Dem juden war bei dieser zeugnis-ablegung mit dem verlust seiner ganzen habe gedroht worden. Zu gleicher zeit wurde einer nonne nach dreitägigem fasten ebenfalls der inhalt der acta als wahr geoffenbart.

Aus den citaten der acta ergibt sich, dass der verfasser ein paar hebräische worte wusste. Er hat sie aber kaum von einem gelehrten juden, sondern aus irgend einem bibelcommentar. Die hebräischen kenntnisse giengen keinesfalls tief. Das zeigt deutlich die falsche transcription der hebräischen buchstaben chet und schin durch *h* und *s*. Eine hebräische grundschrift, als angebliche quelle, wählte sich aber der verfasser nicht aus renommisterei, wie man leicht meinen könnte, sondern aus ganz bestimmten gründen. Er knüpfte an die quellenangabe der Abdiassammlung an. Wollte er nämlich seinem Matthiasleben glauben und ansehen verschaffen, so konnte er sich nur auf ein buch berufen, das mit der angeblichen quelle der Abdiassammlung gleichzeitig und gleichsprachlich war, und dieses konnte nur, wie das werk des Abdias selbst, eine alte hebräische schrift sein. Vor lauter betonen seiner hebräischen quellenschrift ist der verfasser aber aus dem concept gekommen. Seine entrüstung lässt sich vollkommen begreifen, als ihm der jude statt des *Liber Damnatorum* das Hohelied gab, aber nicht recht fassbar ist es, weshalb er sich dann mit dem buch *Hay Mathay* zufrieden gab und nach dem *Liber Damnatorum*, das doch drei heiligenleben und vielleicht auch von dem *Hay Mathay* abweichende nachrichten bot, nicht weiter forschte. Der verfasser ist nach 1131 an die arbeit gegangen, denn er erwähnt den brand der klosterkirche von St. Eucharius (ASS. t. c. 447 F), der, wie die wahrscheinlich von dem Trierer mönch Lambert nach 1148 verfassten Matthiasacten (ASS. t. c. 450 D; LpA. II, 2, 267 f.) berichten, 1131 sich ereignet hat. Wahrscheinlich fällt die abfassung der *Hay Mathay*-acten aber erst in das fünfte jahrzehnt des 12. jahrhunderts. Die darin an den tag tretende antisemitische tendenz passt am besten in die jahre 1145/46, als durch die kreuzzugsbewegung der hass der christen gegen die juden entfacht wurde und förmliche juden-

hetzen entstanden. Ueber das jahr 1147 darf man die niederschrift aber kaum hinausschieben, weil sonst wol, wie in Lamberts acten, der an den iden des januars 1148 durch papst Eugen III. vorgenommenen weihe der wider neu errichteten klosterkirche gedacht worden wäre. Ist diese datierung richtig, dann liegt es nahe, anzunehmen, dass die schrift mit rücksicht auf die voraussichtliche anwesenheit Eugens in Trier verfasst wurde. Es war die günstigste gelegenheit, von dem mit seinen Römern verzankten papst zugeständnisse zu erlangen und eine art beglaubigung über die echttheit des Trierer apostelgrabes zu erwirken. Ein apostelgrab hat man aber ausserhalb Roms nie gern gesehen, vor allem in einer stadt nicht, die sich als *altera Roma* gerieren wollte. Sobald die politische situation für das papsttum besser geworden war, hat man auch von Rom aus die echttheit des Trierer apostelgrabes energisch angefochten und ihm durch ablässe genau so wie dem in Sant Jago concurrerenz gemacht. Es wäre dann weiterhin nicht unmöglich, dass der jude, der ein jahr nach der auffindung des *Hay Mathay* dem erzbischof von Trier die wahrheit des inhaltes der angeblich darauf fussenden acten bezeugen musste, wirklich vernommen worden ist, natürlich dann unter schweren androhungen oder gar folter. Wir können offenbar nicht in alle geschichtlichen vorgänge jener tage hineinschauen und jeden faden, der damals gesponnen wurde, erkennen. Sehr wenig vertrauenerweckend ist es, dass gerade diese acten wahrscheinlich anonym in die welt gesetzt worden sind, da der verfasser doch durch das entdeckte *Hay Mathay*, wenn es eben existiert hätte, sich einen namen machen und mit gutem gewissen auch hätte nennen können. Hier ist etwas nicht in ordnung. Ich halte die Trierer Hay Mathay-acten für das am wenigsten harmlose, was seit Hinkmars Remigiusvita auf hagiographischem gebiete geschrieben worden ist. Literarisch knüpfte ihr verfasser an seine hagiographischen vorgänger an und literarisch hat er nicht anders als diese gewirkt. Deshalb gehört seine quellenangabe hierher.

Unschuldiger ist die geschichte von der auffindung einer Albanusvita unter Eadmar dem 9. abt von St. Albans, über die Matthaues von Paris in seinen *Vitae viginti trium S. Albani abb.* (hg. Wilhelm Wats, S. 25 D, sp. b f.) ausführlich be-

richtet.<sup>1)</sup> Eadmar hatte nachgrabungen in der alten Römerstadt Verulam anstellen lassen. Dabei stiessen seine gräber auf einen in die mauer eingelassenen hohlraum, der einem *almariolum* (d. i. wol = *buochkamer*, s. Diefenbach, Gl. lat.-germ. 48c f.) glich und neben kleineren büchern und rollen, *cuiusdam codicis ignotum volumen* enthielt. Weil das buch da so lange gelegen, war es ein wenig defect. Sprache und schrift waren wegen ihres alters unbekannt, die buchstaben aber schön in der form und deutlich, die überschriften glänzend in goldenen, verzierten lettern. Eichene deckel und seidene bänder hatten für einen grossen teil des buches die ehemalige deutlichkeit und schönheit erhalten. Endlich, nachdem man lange schon sich bemüht hatte, näheres über das buch zu erfahren, trieb man einen uralten priester, namens Vnyvona auf, der die verschiedensten sprachen und alphabete kannte und auch die schrift dieses buches entzifferte. Die übrigen hss., welche in diesem *almariolum* gefunden wurden, las er gleichfalls, ohne zu zweifeln. Das grosse und rätselhafte buch war eine *Historia de sco. Albano Anglorum protomartyre*. Es war in der schrift geschrieben, deren sich die einstigen einwohner von Verulam bedienten; seine sprache war brittisch. Die übrigen bücher, lateinisch geschrieben, enthielten heidnische opferriten, gebete an Phoebus und Mercurius, von den Engländern *Vvoden* genannt: sie wurden sammt und sonders als teufelswerke verbrannt. Die in 'englischer' oder 'britannischer' sprache geschriebene Albanusvita liess Eadmar nach den worten des alten priesters durch begabte brüder im convent erklären und durch öffentliche predigt verbreiten. Nachdem aber die vita ins lateinische übersetzt war, zerfiel — es klingt wie ein wunder — das brittische original plötzlich unwiderherstellbar in staub. Das heisst doch *us der bühsen giezen stoubine mergriezen!*

Aehnliche buchentdeckungen wie in Frankreich, Deutschland und England wurden auch in Italien gemacht. So berichtet Alexander ab Alexandro in seinen Genial. Dier. 3, 15

<sup>1)</sup> S. auch Wattenbach, Schriftwesen<sup>3</sup> s. 413. R. Pribsch hat mich mündlich darauf aufmerksam gemacht, dass auch bei den Iren ähnliche geschichten zu finden seien.

(auch Felix Liebrecht, *Des Gervasius von Tilbury Otia imperialia*, Hannover 1856, s. 160), dass zu den zeiten Ferdinands, des ersten königs von Arragonien, der heilige mann Cataldus nach tausend jahren einem seiner nachfolger auf dem Tarentiner bischofsstuhl im traum erschienen sei und ihn aufgefordert habe, ein von ihm verfasstes, an einem entlegenen ort verborgenes buch über göttliche geheimnisse auszugraben und vor den könig von Neapel zu tragen. Der priester habe den traumgesichten zuerst keine grosse beachtung geschenkt, bis ihm endlich bei einer nachtwache Cataldus im bischofsornat erschienen sei und ihm unter androhung schwerer strafe befohlen habe, beim nächsten morgengrauen seinem auftrag nachzukommen. Der priester sei daher am folgenden tage mit einer grossen prozession dahingezogen, wo seit langem das buch des Cataldus verborgen lag. Dort sei es mit tafelartigen bleiplomben und nägeln versiegelt aufgefunden worden. Sein inhalt seien allerhand prophezeiungen für den könig gewesen, die sich später alle sammt und sonders erfüllt hätten.

Für uns ist diese mit Neapel in zusammenhang gebrachte geschichte deshalb interessant, weil die gleiche in der sage vom zauberer Virgil vorkommt. Gervasius von Tilbury erzählt sie in seinen *Ot. imp. cap. 112* (Liebrecht s. 49 f.): Einst sei zu könig Roger von Sicilien ein hochgelehrter, im trivium und quadruvium wolbewanderter, auch mit physik und astronomie engvertrauter magister englischer nation gekommen und habe ihn um die gebeine des dichters Virgil gebeten, wenn er, der Engländer, sie innerhalb der grenzen des königreichs auffinden könne. Der könig habe die bitte gewährt, und der Engländer sei mit geleitsbriefen versehen nach Neapel gezogen. Dort habe er in einem berg, wo kein riss auch nur eine spur von einem grabe angedeutet habe, durch seine kunst allein die letzte ruhestätte des dichters gefunden. Die stelle sei angegraben und nach vieler mühe das grab blossgelegt worden. Darin habe er Virgils körper und zu dessen häupten die *ars notatoria* mit anderen in charakteren geschriebenen studien von Virgil gefunden. Aus dieser *ars notatoria* will Gervasius selbst auszüge, die sich ein cardinal Johann von Neapel, ein zeitgenosse des papstes Alexander, angefertigt habe, gesehen haben (s. auch *Germ.* 4, 293 f.).

Es ist sehr wol möglich, dass einmal ein Virgilverehrer aus England bei Roger um die erlaubnis, nach dem grabe des dichters forschen zu dürfen, gefragt hat. Er wird auch nachgegraben und vielleicht die aufmerksamkeit der Neapolitaner auf sich gelenkt haben. Er ist möglicherweise auch auf irgend ein altes grab gestossen, doch wird er bei seinen ausgrabungen kaum ein so geheimnisvolles buch, wie Gervasius berichtet, gefunden haben, vorausgesetzt dass es nicht von vornherein auf einen schwindel angelegt war. Trotzdem braucht aber nicht daran gezweifelt zu werden, dass dem Gervasius auszüge aus diesem angeblich damals aufgefundenen Virgilwerk vorgelegt wurden. Als Gervasius nach Neapel kam, gab es schon eine Virgilsage und der grosse epiker war zum woltäter und schutzpatron der Neapolitaner geworden. Ihn fürchteten sie wie einen heiligen und ihn suchten sie sich gut zu stimmen, wie man sich einen fürsprecher im himmel geneigt zu stimmen sucht. Der volksmund hatte auf ihn auch heiligenwunder übertragen. So wie man bei ihm die *ars notatoria* fand, hatte man schon im jahre 458 bei der ausgrabung der gebeine des hl. Barnabas auf Cypem auf der brust des heiligen liegend ein von ihm eigenhändig geschriebenes Matthauevangelium gefunden (LpA. II, 2, 300 f.). Auch hier haben wir also wider das alte, aus den östlichen mittelmeerländern stammende motiv von der buchauffindung im grabe eines längst dahingegangenen.

Bis jetzt sind bloss werke der mittellateinischen literatur zum beweis für die häufigkeit des antik-aretagischen buchauffindungsmotives bei quellenangaben im mittelalter herangezogen worden. Es hat sich gezeigt, dass die hagiographen, also gelehrte, des lateinischen mächtige männer, mittelbar, aber auch hie und da unmittelbar, das motiv aus dem klassischen altertum in das mittelalter hinübergeleitet haben: geistliche schriftsteller haben es in der mittelalterlichen literatur heimisch werden lassen. Nur einmal haben wir bis jetzt den einfluss eines anderen standes auf eine solche quellenangabe vermutet. Balther, der verfasser der Fridolinsvita, hatte, wie wir hörten, sich mehrere jahre unter den fahrenden herumgetrieben. Vielleicht ist es richtig, dass er einstmals die klosterschule von St. Gallen besucht hat, und er könnte daher



durch literarische quellen zu seiner angabe veranlasst worden sein. Es ist aber auch nicht unmöglich, dass er auf seinen zügen als handwerksbursche mit seinesgleichen, fahrendem volk, zusammengekommen ist und von diesen ähnliches gelehrt oder wenigstens zu seiner quellenangabe teilweise mit angeregt worden ist. Es ist bekannt, wie gerade die fahrenden sänger, die mimen und jongleure allerhand aus dem klassischen altertum hinübergerettet hatten. Vom verbummelten rhetor und verliebten docenten des spätrömischen altertums bis zu den bänkelsängern des mittelalters, denen die aus dem kloster entwichenen cleriker und der pfarre sich entziehenden geistlichen neues blut zuführten, geht eine ununterbrochene historische kette. Es darf daher nicht wunder nehmen, wenn wir auch bei schriftstellern, die mit den spielleuten in enger fühlung standen, oder bei diesen selbst ähnliche aretalogische quellenangaben finden.

In der französischen literatur sind sie schon meist national gefärbt, denn weitaus am häufigsten berufen sich die französischen spielleute auf bücher zu St. Denis. Der zusammenhang mit der hagiologie ist klar, wenn man sich an die schriftstellerische tätigkeit Hilduins und Hinkmars und an das grosse interesse erinnert, welches die späteren Karolinger der verehrung des hl. Dionysius entgegenbrachten. Hier in St. Denis, wo die kostbarsten reliquien aufbewahrt (s. auch WDLL. 158) und die französischen könige zur letzten ruhe gebettet wurden, war geweihter, jedem Franzosen heiliger boden. Nichts war also natürlicher, als dass die jongleurs, wenn sie die liebe ihrer helden zur *dolce France* priesen, ihre vorträge durch berufungen auf im nationalheiligtum gefundene oder verwahrte schriften glaubhafter zu machen suchten. So war der antike gebrauch des fabulistischen quellencitats zeitgemäss umgemodelt in den dienst der nationalen idee getreten, eine erscheinung, mit der Frankreich gewiss allein dasteht, und die auch im kleinen, die hier im gegensatz zu Deutschland vorherrschende richtung nach national-politischer concentration erkennen lässt. Schon in der bloss der Oxforder hs. fehlenden tirade 111a (nach Stengels text) der *Chanson de Roland* wird v. 1437i auf eine zu St. Denis befindliche geste hingewiesen. Sie verbürge alle beim tode Rolands vorgefallenen wunder

schwarz auf weiss. Ein ähnliches citat findet sich auch v. 1684 in den hss. V<sup>1</sup>. C5. LP 6. Die franco-italiänische bearbeitung der chanson, V<sup>4</sup>, beruft sich gleich im anfang auf eine zu St. Denis befindliche französische geste.

Eingehender ist schon die quellenangabe im *Fierabras* v. 2 f.<sup>1)</sup> Der verfasser weist energisch den vorwurf der lüge, der ihm etwa gemacht werden könnte, zurück, denn die von ihm erzählte geschichte stehe in einem zu St. Denis gefundenen buche, das dort 150 jahre verborgen gelegen habe. Von diesem buche, aber nicht von den 150 jahren, weiss auch die von Immanuel Bekker herausgegebene provencalische bearbeitung des *Fierabras*, v. 32 f. Dort werden an der dem französischen text entsprechenden stelle noch bischöfe, äbte, cleriker, mönche, priester und heilige als zeugen für die wahrhaftigkeit des vortragenen angerufen. In der ersten tirade dieser bearbeitung, die uns in den hss. des französischen *Fierabras* nicht erhalten ist, erfahren wir mehr. Nach ihr wurde die quelle im kloster St. Denis bei Paris unter dem hauptaltar gefunden. Der glückliche finder war ein mönch namens Richier.

Auf chroniken in der abtei St. Denis beruft sich auch die einleitung der hs. c vom *Doon de Maience* (vgl. Peys ausgabe s. 348). Vielleicht war in der ursprünglichen fassung derselben auch von einer buchauffindung die rede: die überlieferung des gedichtes ist sehr schlecht und der verderbte v. 12 der hs. a scheint darauf hinzudeuten.

In den werken des *Adenet le roi*, die nationale stoffe behandeln, begegnen die gleichen quellenangaben. Auch da ist St. Denis der ausgangspunkt alles wahren. Adenet hat es dabei verstanden, die grazie des Romanen mit der schalkhaftigkeit des internationalen jongleurs zu vereinen. Seine quellenberufungen sind hochpoetisch. Selbst der griesgrämigste moralist wird sich diesem eindrucke nicht entziehen können. In seinen *Enfances Ogier* erzählt er, dass er zur zeit, da der winter aufhört und die bäume zu blühen, die kräuter emporzuspriessen beginnen, nach St. Denis in Frankreich gegangen sei,

<sup>1)</sup> Meinem collegen dr. Leo Jordan verdanke ich den hinweis auf den französischen *Fierabras* und *Doon de Maience*. Er macht auch noch auf *Floovant* v. 9—13 aufmerksam.

um nachzuforschen, ob vielleicht sich dort etwas finde, worauf er in wahrheit die erzählung gründen könne. Denn er habe nichts weiter hinzufügen wollen, was nicht wahr sei, und wolle lügenhaftes, wo es sich fände, bekämpfen und ausjäten. Ein feingebildeter mönch, Nikolaus von Reims genannt, habe ihm dort die geschichte vom anfang bis zum ende erklärt (Hist. litt. de la Fr. 20, 698). Derselbe Niklas tritt auch in Adenets *Bueve de Commarchis* als vermittler einer zwar schönen, aber schlecht gereimten quelle auf (Gröbers Grundr. 2<sup>2</sup>, 1, 783). Sein *romans de Berte aus grans piés* beginnt mit einer den *Enfances Ogier* ganz ähnlichen quellenangabe. Am ende des April, zur herrlichen und schönen zeit, da die kräuter hervorspriessen, die wiesen grün werden und die bäume nur einen wunsch haben: voller blüten zu stehen, will der dichter in Paris gewesen sein. Weil es gerade Karfreitag war, sei er nach St. Denis gegangen, um zu beten. Dort habe er die bekenntnis eines mönches mit dem namen Savari gemacht, und dieser habe ihm ein buch mit geschichten gezeigt, unter denen sich auch die erzählung von Berta und Pippin und von Pippins löwenkampf befand. Stümper von spielleuten und dumme sribenten hätten die geschichten, als sie von ort zu ort herumziehend sie sammelten, verfälscht. Er sei deshalb bis zum dienstag in St. Denis geblieben und habe so die wahre geschichte mit forttragen können (v. 1 f. Hist. litt. de la Fr. 20, 703; J. Bekker, *Fierabras* s. 175). Diese angaben entsprechen ganz denen Balthers in der Fridolinsvita und sie sind ebensowenig ernst zu nehmen. Sie tragen den charakter des fabulistischen an der stirn. Die frommen gewährsmänner deuten vielleicht auf zusammenhang mit der hagiographie. Er war gerade in den kreisen, zu denen Adenet gehörte, leicht möglich.

An die praxis des Antonius Diogenes, des Diktys und Dares erinnert die prosaeinleitung zum *Sone de Nausay* (Goldschmidt 552, 1 f.), die mit ihrer art der quellenangabe einzig in der altfranzösischen literatur dasteht. Sie zerfällt in zwei fingierte actenstücke. In dem ersten erklärt Fane von Beiruth, die enkelin des helden, schloss- und erbherrin von Cypren, dass sie ihrem clericer Branque den auftrag gegeben habe, die taten ihrer vorfahren aufzuzeichnen. Sie selbst, damals

140 jahre alt <sup>1)</sup>, möchte, dass diese taten auch noch nach ihrem tode erzählt würden. Deshalb gab sie den auftrag. In dem zweiten schreiben spricht der clericus Branque. Er erzählt, dass er der schlossherrin von Cyprien 40 jahre gedient habe und magister der logik, physik, juristerei und astronomie sei und auch etwas von geometrie verstehe. Er habe sich nie um ein kirchliches beneficium beworben und sei so 105 jahre alt geworden. Die dame von Beiruth, seine herrin, habe ihm den auftrag zu dem vorliegenden gedicht gegeben, ebenso den stoff geliefert. Dann gibt Branque eine kurzgefasste, nicht in allen punkten mit dem gedicht übereinstimmende inhaltsangabe seines folgenden werkes. Am schluss des schreibens setzt er die verwantschaftlichen beziehungen der Fane von Beiruth zum helden der dichtung auseinander.

Es bedarf wol keines weiteren beweises, dass wir es mit einer fabulistischen quellenangabe zu tun haben. Schwerlich wird ein mann im alter von 105 jahren noch die geistige frische besitzen, um ein epos von mehr als 21 000 versen zu verbreiben, und eine 140 jahre alte dame wäre ein medicinisches phänomen, ein renommierstück für jedes moderne sanatorium. Die inhaber von schaubuden auf kirchweihen und vogelschiessen würden auch heute noch mit recht ein solches wunder als nie dagewesen anpreisen. Goldschmidt hätte also die worte 'wenn wir der angabe in der . . . prosaeinleitung trauen dürfen', ohne sich gewissensbisse machen zu brauchen, fortlassen können. Schwieriger ist die frage zu beantworten, ob diese angabe unter dem einflusse der französischen spielmannsepik entstanden ist, oder ob sie nicht vielmehr gelehrter tradition ihren ursprung verdankt. Ihre briefform erinnert, wie schon bemerkt, in verdächtiger weise an Diktys und Dares und an die art eines hagiographen wie Hilduin, der das schreiben seines auftraggebers mit zwei von ihm verfassten briefen seinem Dionysiusleben vorausschickt. Kaum wird sich mehr genauer feststellen lassen, wo der verfasser des Sone literarisch anknüpfte.

Wie in Frankreich, so war es auch in Deutschland. Der

---

<sup>1)</sup> Der text ist 552, 10 nicht ganz in ordnung. Vgl. G. Paris, Rom. 31, 118 und Gröber, Grundriss 2<sup>2</sup>, 1, 784. Jordan, den ich wegen der stelle zu rate zog, hält die Gröbersche fassung für die einzig richtige.

antike fabulist hatte sich hier gleichfalls unter die spielleute und vaganten gemischt und, seit langem bei ihnen eingewöhnt, fortgefristet. Doch in Deutschland fehlte es sehr bald an einem nationalen mittelpunkt. Die spielleute waren deshalb auf kleinere, aber politisch selbständigere höfe angewiesen. Ihre quellenangaben sind infolgedessen verschiedenartiger, doch auch weniger national gefärbt. Wie eng sie dabei mit halbgelehrter theologischer tradition in fühlung standen, zeigt vielleicht am besten die notiz im *Salman und Morolf* v. 2506 f., nach der könig David vor dem trojanischen krieg<sup>1)</sup> das saitenspiel erfunden haben soll. Das erinnert an die bemerkung Aelians über Oiagros und an die Korinnosartikel bei Suidas und Eudokia. Es ist die verkirchlichte rhetorenfabel, die beste theologische legitimation des spielmannsstandes gegenüber den angriffen der geistlichkeit.

Der älteste beleg für einen fabulistischen verweis auf ein fremdsprachliches buch in der deutschen literatur ist vielleicht die quellenangabe im *herzog Ernst* B 4466 f. und D 3623 f. Wie sich aus B 2246 und D 2049 f. ergibt, berief sich schon der verfasser der gemeinsamen quelle von B und D, der 'erste deutsche dichter des herzog Ernst' auf ein in Bamberg befindliches lateinisches buch. Nach D 3634 lag es dort im dom. In der gemeinsamen quelle wird auch der vorwurf der lüge ebenso energisch wie in B und D zurückgewiesen worden sein. Gerade solchen emphatischen wahrheitsbeteuerungen muss man aber das grösste mistrauen entgegenbringen. Wir haben ja gesehen, dass selbst geistliche den heiligen geist als zeugen für die wahrheit ihrer hagiographischen fabeleien anriefen. Wie die quellenangabe in dem von B und D gemeinsam benutzten alten gedicht des näheren aussah, lässt sich natürlich nicht mehr feststellen, denn es ist verloren. Es soll auch auf diesen beleg nicht allzu viel gewicht gelegt werden, und wir wollen denen, die im vertrauen auf die wahrhaftigkeit aller quellenangaben bei mittelhochdeutschen schriftstellern häuser bauen, ihren glauben für den herzog Ernst nicht erschüttern; wird doch in neuester zeit bestritten, dass der ver-

<sup>1)</sup> So sind wol die worte *vor der alden Troie* vers 2508 zu interpretieren.

fasser des alten gedichtes ein spielmann gewesen sei oder mit spielmannskreisen in enger fühlung gestanden habe.

Ein solcher war aber sicher der verfasser der Klage. Schon Lachmann (Zu den Nib. u. z. Kl. s. 296 f.), Müllenhoff (Z. gesch. d. Nib. s. 73 f.) und Scherer (Literaturgesch.<sup>7</sup> s. 731) haben seine quellenangabe als höchst unwahrscheinlich bezeichnet. v. 4295 f. (= Lachmann 2145, Edzardi 4675 f.) gibt er an, Pilgrim von Passau, der im Nibelungenlied erwähnte bischof, habe zuerst die geschichte von den Nibelungen aufzeichnen lassen, damit man künftighin von ihrer wahrheit überzeugt sei. Ihm habe *der videlaere*, worunter man nur den Heunenspielmann Swemmelin verstehen kann, bericht erstattet, denn er sei als augenzeuge dabei gewesen. Durch Pilgrims schreiber und meister Konrad sei die geschichte aufgeschrieben worden und zwar *in latinischen buochstaben*. Dass diese lateinische schrift ein gedicht war, wird nirgends gesagt. Seit der Konradischen aufzeichnung, so schliesst der verfasser seine quellenangabe, sei die geschichte oft stoff dichterischer behandlung in deutscher sprache geworden und bei alt und jung bekannt.

Auch gar nichts ist an dieser quellenangabe glaubwürdig, wie erst kürzlich Gustav Roethe<sup>1)</sup> in einem vortrag versichert hat. Ein *poema heroicum* hinter der aufzeichnung Konrads zu vermuten, gibt auch kein einziges wort des gedichtes anlass. Im gegenteil, der als augenzeuge eingeführte, mit namen aber nicht genannte Swemmelin zeigt deutlich, zu welcher art von quellenangaben die der Klage gehört. Für den deutschen dichter war das lateinische buch ungefähr dasselbe, was für den des lateinischen kundigen geistlichen ein griechisches oder hebräisches war. Es ist sehr wol möglich, dass, wie Friedrich Vogt, Pauls Grundriss 2, 1<sup>2</sup>, 242 feinsinnig bemerkt hat, die angabe der Klage eine antwort auf den hieb des verfassers der Kaiserchronik (MG. Deutsche chr. I., hg. v. E. Schröder, v. 14176 f. und anm. 2 s. 337) gegen jene sänger ist, die Dietrich von Bern an dem hofe Etzels erscheinen liessen. Leider lässt sich aus den worten der Kaiserchronik nicht

---

<sup>1)</sup> G. Roethe, Humanistische und nationale bildung, eine historische betrachtung. Berlin 1906, s. 17 f. Ueber Nagls ansicht hat schon E. Martin, DLztg. 1907, sp. 2204 f. das richtige wort gesprochen.

entnehmen, ob die ihrem verfassers so verhassten spielleute sich wirklich auf quellenschriften berufen haben oder nicht. Die möglichkeit solcher quellenangaben oder gar die berufung auf augenzeugen wäre bei ihnen kaum ausgeschlossen. Beweisen lässt sich aber nichts: ihre lieder sind wol für immer verloren.

Vollkommen gleich den in diesem aufsatz gesammelten mittellateinischen quellenangaben, nur nicht so weit ausgesponnen, ist die des Ortnit A, 1, 1. Der dichter beruft sich auf ein in Suders (s. DHB. 3, xxx, anm. 1; Zs. f. d. 38, 66) aufgefundenes, vielblättriges buch: *das het geschrift wunder*. Die heiden sollen es vergraben haben. Der verfassers verspricht dem leser viel kurzweil davon. Hier liegt das aretalogische motiv offen zu tage und ein zweifel über die unglaubwürdigkeit der angabe kann nicht bestehen. Schon O. Jänicke hat DHB. 4, 239 auf Diktys als parallele verwiesen (s. auch W. Grimm, HS.<sup>3</sup> 249).

Nicht viel anders wird es sich mit der quellenberufung in den ersten sechs strophen des Wolfdietrich D verhalten. Lauter historische wahrheit ist auch da nicht alles. Die endquelle des gedichtes soll im kloster Tagemunt gefunden worden sein. Dort habe sie viele jahre gelegen. Später sei sie ins land der Bayern geschickt und dem bischof von Eichstätt bekannt geworden. Dieser habe sich siebzehen jahre die zeit damit vertrieben. War er nicht bei guter laune, dann habe er zu dem buche gegriffen und sich an seinem inhalt erheitert. So sei es bis zu seinem tode gehalten worden. Zehn jahre später habe der kaplan des bischofs das buch gefunden. Nachdem er es durchgelesen hatte, habe er es genommen und in das frauenkloster St. Walburc in Eichstätt gebracht. Dort sei die schöne äbtissin von dem buche ganz entzückt gewesen und habe zwei meister angestellt, die es auswendig gelernt und seinen inhalt durch singen und sagen in der christenheit verbreitet hätten.

Jänicke hat sich DHB. 4, 323 bemüht, die glaubwürdigkeit (s. W. Grimm, HS.<sup>3</sup> 251 f.) dieses wahrscheinlich nur dem Wolfdietrich D (s. DHB. 4, xxxiii f.) angehörigen prologs zu retten. Er hat, wie v. d. Hagen (HB. 1, xcix) und Müllenhoff (s. DHB. 1. c.) in dem kloster Tagemunt die abtei Admont,

deren name in mittelalterlichen urkunden öfters in der form *Agmunt* erscheint, erkennen wollen. Aber selbst wenn die identificierung von Tagemunt und Agmunt richtig sein sollte, so wären die angaben des prologs deshalb nicht glaubwürdiger geworden. Der verfasser des *Wolfdietrich D* sagt gar nicht, dass er das *Tagemunder buch* je in händen gehabt oder zu gesicht bekommen habe, sondern er beruft sich auf das singen und sagen der von der schönen äbtissin zu St. Walbure angestellten meister. Eine fiction hat Jänicke schon hinter den siebzehn jahren, die der bischof von Eichstätt das buch gelesen haben soll, vermutet. Es hat zwar gerade zu der für den *Wolfdietrich* in betracht kommenden zeit mehrere bischöfe von Eichstätt gegeben, die siebzehn oder achtzehn jahre regiert haben. Man müsste dann annehmen, dass der betreffende Eichstätter bischof das *Tagemunder buch* im ersten oder zweiten jahre seines episcopats erhalten habe. So etwas ist gewiss möglich, es lässt sich aber nicht mehr beweisen und wird entschieden nicht glaubwürdiger, wenn str. 3, 4 behauptet wird, dass zehn jahre nach dem tode des bischofs sein ehemaliger kaplan das buch gefunden und sich, bevor er es zu den nonnen von St. Walbure brachte, über seinen inhalt informiert habe. Man sollte meinen, dass der kaplan das lieblingsbuch seines bischofs schon früher gekannt hätte und es nicht nötig gewesen wäre, es erst nach zehn jahren wider zu entdecken. Einen ganz besonders merkwürdigen anstrich bekommt aber die quellenangabe im prolog durch das hereinziehen der ausdrücklich als schön bezeichneten äbtissin von St. Walbure, deren freude an dem *Tagemunder buch* doch nicht ohne absicht hervorgehoben wird. Sie bekommt entschieden etwas pikantes, wenn man bedenkt, dass die folgende erzählung von der brautfahrt *Hugdietrichs* allerhand behandelt, woran eigentlich eine nonne, und am wenigsten eine äbtissin, die ihren nonnen doch als vorbild leben sollte, gefallen finden durfte. Das ist ein kleiner hieb, natürlich in aller ehrbarkeit. Der verfasser spielt auf ähnliche gefühle an, wie die, welche nach Geiler von Kaisersberg, Post. fol. 184 (Mhd. wb. 3, 871, 49 b f.) die beguinen beim anblick des nackt gemalten Christuskindes hatten. Doch das war gewiss nur nebenbei. Vor allem wollte der verfasser mit der nennung so hoher



geistlicher würdenträger, wie dem bischof von Eichstätt und der äbtissin von St. Walburc, sein werk empfehlen. An anklang hat es ihm auch nicht gefehlt. Das beweisen die vielen hss., in denen das gedicht erhalten ist. Die schöne geschichte von der buchauffindung im kloster Tagemunt mag ihm der eine oder der andere leser im mittelalter geglaubt haben: wir werden sie richtig einzuschätzen wissen und dabei um so weniger irren, als es feststeht, dass der schalkhafte fabulist DHB. 4, V, 133 (= Holtzmann 969) sich den anschein zu geben versucht hat, Wolfram von Eschenbach zu sein. Das hat ihm schon der schreiber der hs. Y nicht geglaubt. Es wäre lächerlich, deswegen den verfasser der urkundenfälschung anzuklagen, wie das der historiker sicher tun würde. Schon im mittelalter, da man noch keine philologen kannte, hat man so viel stil und sprachgefühl gehabt, dass ein literarisch gebildeter mann den Wolfdietrich D nie für ein werk Wolframs gehalten hätte.

Wie wenig ernst und schwer man damals eine solche 'falsche' quellenangabe nahm, zeigt deutlich das glücklich wiedergefundene und in den MSB. philos.-philol.-hist. kl. 1903, s. 292 f. veröffentlichte Heidelberger bruchstück des jüngeren Titurel. Uns würde es doch heute als eine unverfrorenheit ersten ranges erscheinen, und die kritik würde im gelindesten fall einen recht hämischen witz machen, wenn es einem noch unbekanntem schriftsteller einfallen sollte, Schiller oder Goethe als verfasser seines werkes anzugeben mit der begründung: weil es so besser geht. Der dichter des jüngeren Titurel hat das mit Wolfram von Eschenbach getan. Wolfram, meint Albrecht, ist längst gestorben. Niemals hat ein mensch gelebt, der so fein und geistvoll — d. i. *chlvge* 4, 7 — zu dichten verstand wie er, und lebte jetzt wirklich einer, der ebenso *chlvge an richer witze* wäre, man würde ihm nicht den zehnten teil des lobes spenden, das Wolfram zu teil geworden ist. Deshalb will Albrecht sein ganzes gedicht, obwol er nur die wenigen von Wolfram hinterlassenen fragmente benutzt hat, als Wolframs werk ausgeben. Nicht um den grossen dichter herabzusetzen tut er es, sondern um seine arbeit bei lesern und kritikern zu empfehlen. Niemand kann Albrecht auch nur den leisesten vorwurf der lüge machen. Aber es zeugt

für die gleichgiltigkeit der mittelalterlichen leser gegenüber solchen quellenangaben, wenn sie trotzdem den jüngeren Titirel für ein werk Wolframs ansahen. Sie werden auch nicht durch den einwurf entlastet, dass die in dem Heidelberger bruchstück enthaltene widmung möglicherweise nur einigen wenigen exemplaren vorgesetzt war, und nachdem sich die verhältnisse geändert hatten, getilgt wurde, denn an mehreren stellen seines gedichtes hat Albrecht deutlich ausgesprochen, dass er nicht Wolfram sei.

Aehnliches wie Albrecht haben die verfasser des Lohengrin versucht. Ihnen wird niemand eine fälschung vorwerfen. Wenn der verfasser des Götterweiger Trojanerkriegs sich als Wolfram ausgibt, so verdient der, welcher ihm das geglaubt hat, mehr tadel, als er, der der Wolframschwärmerei seiner leser mit einem nicht gerade mehr neuen und besonders feinsinnigen kniff rechnung trug. Es wäre auch unberechtigt, wollte man den verfasser der alemannischen bearbeitung des zwergkönig Laurin einen falsator heissen, weil er sich am schluss auf den sagenhaften Heinrich von Otterdingen beruft.<sup>1)</sup> Die hörer verlangten einen bekannten namen, weil sie etwas gutes hören wollten, über wert oder unwert des vorgetragenen aber nicht urteilen konnten. Die verfasser wollten ihren werken leser verschaffen, und so mussten die damals von der kritik und der sage gefeierten schriftsteller für sie ihren namen hergeben, ähnlich wie heutzutage fürsten, hohe staatsmänner, componisten und dichter es sich gefallen lassen müssen, dass ihr name eine neu in umlauf zu setzende ware ziert, damit der käufer mehr angezogen wird.

Ein schönes beispiel, wie man auch nicht im geringsten gewissensbisse über eine solche 'falsche' quellenangabe empfand, ist noch der Stricker. Er hat sich sicher für einen sehr ehrsamem und braven mann und nicht für einen *lügenære* und *triegære* gehalten. Wir wollen ihm diesen ruf auch nicht schmälern, denn er hat zu seiner zeit manch mutiges, echt deutsches und leider auch jetzt wider notwendiges wort gesprochen. Aber

<sup>1)</sup> H. Trist. 6842 f. gehört auch teilweise hierher. Es werden bei Heinrich aber auch künstlerische rücksichten mitgewirkt haben. Die bemerkungen Bechsteins, einl. x scheinen mir das richtige (den moralischen begriff 'lüge' ausgenommen) zu treffen.

das fabulieren nach der fahrenden weise hat der verfasser des pfaffen Amis nicht sein lassen können. Die quellenangabe in seinem jugendwerk, dem Karl, v. 115 f., ist so wahr wie nur etwas, in seinem späteren werk, dem Daniel vom blühenden tal dagegen vollkommen fabulistisch. Der meister *Albrich von Bisenze*, dessen in *welscher zungen* abgefassten Daniel er übersetzt haben will (Dan. v. 7 f.) ist aus dem Alexander des pfaffen Lamprecht entlehnt. Ja, die ganze quellenangabe des Strickers ist fast eine wörtliche wiedergabe der Lamprechtschen (s. Rosenhagens anm. z. stelle). Der Stricker scheint sich über den biedereren, aber nicht mehr modernen geistlichen schriftsteller förmlich lustig gemacht zu haben. Lamprecht hatte einst mit vollem recht, aber in zu des Strickers zeit als pedantisch empfundener weise von Alberich gesagt: *niman enschulde sin mih : louc er so liuge ich*; der Stricker wendet diese worte ganz nach der fabulisten art auf seinen fingierten gewähsmann an: *nieman der enschelte mich : louc er mir so liug ouch ich*. Was bei Lamprecht bitterster ernst war, ist bei ihm beissende ironie. Er zieht seinen lesern eine lange nase und spottet, sich wie der vogel strauss versteckend, auf jene altmodischen leute, die allemal genau wissen wollten, woher der verfasser seinen stoff hat. Ist das ein verbrechen und muss man deshalb bei einem autor, der eine solche angabe macht, gleich einen moralischen defect annehmen? Ich glaube: nein. Sicher haben so des Strickers zeitgenossen nicht gedacht, denn kaum hätte Rudolf von Ems in seinem Wilhelm von Orlens v. 2230 f. den Daniel so gut recensiert, wenn er im Stricker einen urkundenfälscher und moralisch tiefstehenden menschen erblickt hätte.

Auch die kritik Gotfrids an Wolframs Parzival darf nicht so aufgefasst werden, als würden darin aus reiner liebe zur wahrheit Wolfram moralische vorwürfe wegen der art, wie er seine quellen behandelt, gemacht. Gotfrid hat ebenso wenig wie seine zeitgenossen, Wolfram mit einbegriffen, so fein wie wir zwischen historisch wahren und fabelhaftem geschieden, er hat aber gleich Wolfram gewusst, dass dem dichter manches zu sagen erlaubt sei, was man im gewöhnlichen leben nicht glauben würde. Hätte Gotfrid, modern gesprochen, rein historisch empfunden und von diesem standpunkt

aus seine kritiken geschrieben, dann hätte er auch Hartmann nicht das lob spenden dürfen, das er ihm gespendet hat. Gotfrid kann sich über die unwahrscheinlichkeit der erzählung, dass eine in Irland nistende schwalbe nach Kurnewal übers meer fliegt, um dort für ihr nest ein frauenhaar zu holen, aufregen, ja er kann dabei sogar gegen seinen concurrenten, der die geschichte erzählt, recht ausfällig werden, er kann aber ebenso heilig und teuer versichern, dass ein liebespaar wochenlang ohne speise und trank von der liebe allein zu leben vermöge, und sogar, um wider denselben concurrenten, der das gegenteil erzählt, zu übertrumpfen, hinzufügen, dass er selbst schon in ähnliche lagen wie die, welche er schildert, geraten sei. Diese beiden stellen gegeneinander gehalten zeigen deutlich, dass die kritik Gotfrids, wenn für ihn literarische lebensinteressen auf dem spiele standen, vollkommen subjectiv und vom eigenen vorteil eingegeben war. Gewiss, Gotfrid hat Wolframs schwächen, seine literarischen beziehungen zur spielmannsepik und den damit verbundenen hang zum archaischen, unmodernem vollkommen erkannt, er hat darüber auch manche treffende und feine bemerkung gemacht, aber wenn er den ihn an seelengrösse und gedankentiefe weit überragenden Parzivaldichter zu den *wildenaeren, die mit den ketenen liegen* stellt, so darf man nicht mehr als eine bosheit darin erblicken, wie sie auch heute noch unter literaten und gelehrten vorkommt. Ich erinnere nur an die nach derselben manier geschriebene vorrede zur zweiten auflage des Heyneschen wörterbuches. Eine gute portion schriftstellernervosität und concurrenzneid steckt in jener Gotfridschen kritik über Wolfram, und man darf in ihr beileibe nicht ein auf historisch-kritisches erwägungen beruhendes urteil über wahrheit und unwahrheit Wolframischer erzählung erblicken. Am allerwenigsten darf man aber glauben, dass Gotfrid damit eine fälschung im rechtlichen und historischen sinn habe aufdecken wollen.

Mit dem begriff der fälschung war es im mittelalter nach unseren modernen anschauungen überhaupt etwas merkwürdig bestellt. Man nannte ein schriftstück oder eine angabe eine fälschung und erkannte diese als solche an, wenn sie mit der absicht verfertigt waren, durch rechtszwang den besitz oder

die verbrieften rechte eines anderen zu schädigen. War dies nicht der fall oder waren sie doch so, dass ein anderer sich indifferent oder aus freiem willen entgegenkommend ihnen gegenüber verhalten konnte, dann hat man nie etwas unmoralisches in ihnen erblickt. So war es z. b. fast durchweg bei der fabrikation von heiligenlegenden. Auch sie wurden, ähnlich wie alle theologischen und philosophischen schriften des mittelalters, nur dann angegriffen, wenn sie das ansehen der kirche und ihrer lehren zu beeinträchtigen schienen, und das ist äusserst selten der fall gewesen. Selbst Hinkmars Remigiusvita hat sich ohne energischen widerspruch durchgesetzt. Geschichte und fabel waren eben damals noch treu verbundene schwestern. Sie sind sich erst seit dem zeitalter des humanismus und der reformation fremd und feind geworden.

Damit ist das ende der vorliegenden untersuchung erreicht und es gilt nun, die lehren, die sich aus ihr ergeben, zusammenzufassen, um dann noch mit ein paar worten auf Wolframs quellenangabe zurückzukommen. Dreierlei lehren bringt sie:

1) Die von uns behandelten quellenangaben, deren beispiele sich, ohne dass dadurch die sachlage geändert würde, gewiss verdoppeln liessen, folgen dem alten, von den antiken aretalogen und rhetoren geübten brauch, unglaubliches durch fingierte zeugen und quellenschriften glaubwürdiger zu machen. Sie sind im mittelalter über den ganzen europäischen continent, soweit dieser nicht rein slavisch war, und über Britannien und Irland verbreitet.

2) Vermittelt wurde dieser typus von quellenangaben dem mittelalter durch eine gruppe von hss. des Apolloniusromans, durch die unter dem namen des Diktys und Dares gehenden schriften, ferner durch eine grosse zahl hagiographischer werke und die mit der hagiographie in engem zusammenhang stehende Virgilsage und schliesslich durch das fahrende volk, die spieleute.

3) Etwas sittlich anrühiges hat das mittelalter in solchen fabulistischen quellenangaben nicht erblickt.

Für die beurteilung der quellenangabe in Wolframs Parzival folgt aus diesen ergebnissen ebenfalls dreierlei:

1) Wolframs angaben über Kiot und Flegetanis entsprechen ganz dem typus der behandelten fabulistischen quellenangaben

und sind als solche anzusehen. Er hat kaum selbst an sie geglaubt.

2) Wolfram konnte zu seiner quellenangabe von den verschiedensten seiten angeregt worden sein und braucht dafür nicht aus einer französischen quelle geschöpft zu haben. Man wird zunächst an anregungen denken, die von der deutschen spielmannsepik oder der Virgilsage ausgingen. Es wären aber auch solche durch die hagiographie nicht ausgeschlossen. Die predigt kann vermittelt haben.

3) Der einwurf derer, die Wolfram eine fabulistische quellenangabe nicht zutrauen, weil sie eine lüge mit seinem charakter für unvereinbar halten, ist null und nichtig, denn das mittelalter hat in solchen angaben etwas anstössiges nicht erblickt. Sie werden sich aber auch vor die alternative gestellt sehen: entweder Goethe einen lügner und fälscher zu schelten, weil er im Werther dasselbe motiv (W.A. 19, 3 und 141 f.), sogar mit 'fälschung' von briefen, verwant hat, oder mit uns in Wolfram und Goethe zwei ehrenhafte deutsche dichter zu erblicken, die eben nicht dichteten, um moralisierenden philologen stoff für ihre quellenuntersuchungen zu bieten, sondern um ihre mitmenschen durch den reichsprudelnden quell ihrer goldenen phantasie über die mühen des alltagslebens zu erheben und, wenn auch nur auf wenige stunden, zu den stätten des hohen und schönen zu führen, die ihr geist geschaut. Ich meine, was dem einen recht ist, ist dem andern billig.

MÜNCHEN, im october 1907.

FRIEDRICH WILHELM.